SMS „NYMPHE" 1872

SMS „HERTHA" 1876

SMS „AUGUSTA" 1877

SMS „HABICHT" 1881

SMS „STOSCH" 1882

SMS „CAROLA" 1882

SMS „ELISABETH" 1882

SMS „HYÄNE" 1882

Unsere Marine im Kolonialdienst

VON FERDINAND KRONBERGER

Deutsche Kraft
und deutscher Geist
in aller Welt

FERDINAND KRONBERGER

Unsere Marine im Kolonialdienst

Verlag Ferdinand Kamp, Bochum in Westfalen

Gesetzt und gedruckt
im Korpusgrad der Ehmcke-Schwabacher
von der Verlagsdruckerei Ferdinand Kamp, Bochum

Alle Aufnahmen von der Bildstelle des Reichskolonialbundes Berlin
Der Außenumschlag zeigt die an der Erwerbung unserer Schutzgebiete beteiligten Kriegsschiffe

Tatendurstige Völker streben dem Meere zu. Die ungeheure Wasserfläche bietet die natürliche Straße zwischen allen Ländern und verbindet die entferntesten Küsten miteinander. Der kolonialen Entwicklung waren dadurch die Wege gewiesen. Mit Recht sagte Gorch Fock: „Seefahrt tut not." Es gibt wohl kaum einen Deutschen, dem nicht die Sehnsucht nach weiten Fernen im Blute liegt. An wackeren Seeleuten hat es uns wahrlich nie gefehlt. Wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften wurden sie in der ganzen Welt geschätzt. Aber durch jahrhundertelange Landkriege ist die Masse des deutschen Volkes meerfremd geblieben.

Große Entschlüsse und kühne Taten gehen immer nur von einzelnen starken Persönlichkeiten aus. Der deutsche Fürst, welcher zuerst seine Fahne auf eigenen Kriegsschiffen entfaltete, war der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Trotz der Kriegswirren, die damals Deutschland durchtobten, hat er eine brandenburgische Seemacht errichtet und mit ihrer Hilfe transatlantischen Besitz erworben. Unvergeßlich bleiben uns seine Worte: „Seefahrt und Seehandel sind die fürnehmsten Säulen eines Staates, wodurch die Untertanen beides, zu Wasser, als auch die Manufakturen zu Lande, ihre Nahrung und Unterhalt gewinnen." Die brandenburgische Flagge zeigte den roten Adler im weißen Felde. Mit eiserner Beharrnis hielt der Kurfürst an seinen weitgreifenden Plänen fest. Und das Glück war mit dem Mutigen.

Der Erfolg hat ihm Recht gegeben, wenngleich sein Unterfangen damals äußerst gewagt erschien. Im Jahre 1682 entsandte er den Major von der Gröben, einen energischen und unternehmenden Mann, nach der afrikanischen Westküste. Die Expedition setzte sich aus den beiden Fregatten „Kurprinz" und „Morian" zusammen und zählte zweihundert Mann Besatzung und vierundvierzig Geschütze. Es waren alles auserlesene Leute, beseelt von heiligem Feuer für die koloniale Sache.

Nach monatelanger, stürmischer Seefahrt warf das Geschwader beim Kap der drei Spitzen Anker, an einem der gesündesten, reichsten und bevölkertsten Landstriche der Guinea-Küste, mit fruchtbarem, wohlgebautem Boden. Bei der Landung lief viel Volk zusammen, verhielt sich aber ruhig. Die Negerhäuptlinge erklärten sich bereit, dem brandenburgischen Kurfürsten zu dienen. Auf dem Berge Mamfort, etwa fünfzehn Kilometer vom Kap entfernt, ließ der Kommandant eine Faktorei anlegen und durch Wall und Graben sichern.

„Am 1. Januar 1683 brachte Kapitän Voß vom Kurprinz", erzählt Gröben, „die große kurfürstlich brandenburgische Flagge vom Schiff. Sie wurde mit Pauken und Schalmeien abgeholt, von allen im Gewehr stehenden Soldaten empfangen und an einem hohen Flaggenstock aufgezogen, dabei mit fünf scharf geladenen Stücken das neue Jahr geschossen, denen jedes Schiff mit fünf geantwortet und wieder mit drei bedanket. Und weil Seiner Kurfürstlichen Namen in aller Welt groß ist, also nannte ich auch den Berg den Großen-Friedrichs-Berg." Es war unsere erste überseeische Machtentfaltung. Später folgte an anderen Stellen der Goldküste die Errichtung von zwei weiteren Forts bei Accada und bei Jaccarari. Im Jahre 1685

gelangte der Kurfürst in den Besitz der Insel Arguin in der Bucht gleichen Namens. Auch hier wurde eine Verschanzung gebaut und mit Geschützen armiert. Indes verfolgten die Holländer das Aufblühen der brandenburgischen Kolonien mit neidischen Blicken. Reibungen, Schikanen und Übergriffe hörten nicht auf. Unsere Seemacht war viel zu schwach, um den bösen Nachbarn ihre kriegerischen Ränke vergelten zu können. Nach dem Tode ihres Begründers verschwand die junge brandenburgische Flotte bald wieder vom Weltmeer. Der kühne Geist aber, den er erweckte, ist unserer Kriegsmarine bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben.

Der sparsame König Friedrich Wilhelm I. verkaufte die afrikanischen Kolonien für den lächerlich niedrigen Preis von siebentausend Dukaten an Holland. Die Kriegsschiffe blieben unbeachtet liegen und verfaulten. Die Holländer hatten noch harte Kämpfe zu bestehen, ehe es ihnen gelang, sich in den Besitz des Kaufobjektes zu setzen. Unvergessen bleibt der Heldenmut des Negerhäuptlings Jan Cuney. Fünf Jahre lang verteidigte er mutig und unverdrossen die Feste Groß-Friedrichsberg. Schließlich zog er sich mit der preußischen Flagge, der er auch im Unglück die Treue gehalten, in das Dunkel des Urwaldes zurück. Fort und Insel Arguin mußten die Holländer den Franzosen überlassen, welche sich dort gewaltsam festsetzten. Gröben starb im Jahre 1728 in Ostpreußen. Sein Grabmal trägt die Inschrift: „Ich sahe alles, was unter der Sonne gelebet, und siehe, es war alles eitel!"

Das neunzehnte Jahrhundert stand im Zeichen der überseeischen Auswanderung. Millionen von Deutschen zogen aus wirtschaftlichen Gründen übers Meer, um in

anderen Ländern sich niederzulassen und eine neue Existenz zu gründen. Nicht abenteuerlicher Drang trieb sie in die Ferne, sondern die dira necessitas, das heißt der durch Übervölkerung erzeugte Notstand. Das Vaterland konnte nicht allen eine Heimstätte bieten. Weitaus die Mehrzahl der deutschen Auswanderer wandte sich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und ging in fremdem Volkstum auf. Im Weltkrieg entstammten vierzig Prozent aller amerikanischen Soldaten deutschem Blut. Dadurch unterscheidet sich die Auswanderung in fremde Territorien von der Kolonisation, daß diese den Ansiedler kraftvoll schützt und unterstützt und dem Mutterland erhält. Kolonien bedeuten also nicht nur eine höchst wichtige Ableitung aller entbehrlichen Kräfte, sondern auch eine Quelle des Wohlstandes für das ganze Volk.

Am 16. April 1871 erfolgte die Gründung der deutschen Reichsmarine. Jetzt erst unter dem Schutz einer starken Schlachtflotte konnte Deutschland die Kolonialpolitik, die seit nahezu zwei Jahrhunderten geruht hatte, wieder aufnehmen. Gerade in dem Augenblick, wo der letzte Rest der noch freien Gebiete aufgeteilt wurde, traten wir aus unserer Engräumigkeit heraus und in den Kreis der weltgeltenden Völker ein. In den Kolonien fanden wir den Raum, die Kräfte zu entfalten, die sonst in heimatlicher Enge verkümmern mußten. Mit dem Jahre 1884 begann die Erwerbung von Schutzgebieten. Diplomatischer Geschicklichkeit gelang es, im Bunde mit unserer Flotte eine ganze Reihe afrikanischer Plätze zu besetzen. Ein besonders reiches Feld der Tätigkeit eröffnete sich für die deutschen Kreuzerverbände. Mangelndes Interesse zu Hause und unzureichende Geldunterstützung gestalteten unseren Auslandsbesitz nicht zu dem bedeutenden Landerwerb, der

unter günstigeren Umständen hätte erreicht werden können.

Eine wesentliche Vorbedingung für die koloniale Festsetzung ist die Sicherheit der Verbindung mit dem Heimatland. Diese Aufgabe fiel der Kriegsmarine zu. Sie mußte aber auch imstande sein, in rascher Fahrt den Schutzgebieten Hilfe zu bringen, wo und wann es die Lage verlangte. Der Kolonialdienst erforderte die angestrengteste Tätigkeit, ein ständiges Bereitsein zu bewaffneter Kraftentfaltung. Denn ohne Blut und Eisen ist überseeische Ausbreitung nicht möglich. Es ergab sich für unsere Seeleute die Gelegenheit, an Land zu kämpfen und siegreich gegen die Natur- und Feindkräfte aufzutreten. Die errungenen Erfolge haben den kriegerischen Wert der Marinetruppe erhöht, mit der zunehmenden Erfahrung und Tüchtigkeit auch das Selbstbewußtsein gesteigert.

Die erste Kolonie wurde nicht weit von den Trümmern des brandenburgischen Forts Groß-Friedrichsberg im Golf von Guinea erworben. Am 4. Juli 1884 traf das Kanonenboot Möwe bei tropischer Hitze in Togo ein, verankerte sich und setzte den bekannten Forschungsreisenden, Generalkonsul Dr. Nachtigal, an Land. Nach kurzem Palaver unterzeichneten die Negerhäuptlinge den Vertrag. Der Küstenstrich wurde als deutsches Schutzgebiet erklärt. Unter Geschützsalut von einundzwanzig Schuß und unter Hurrarufen hißte die Schiffsbesatzung in Bagida und Lome die deutsche Kriegsflagge. In diesem Jahre ging Korvettenkapitän Stubenrauch den Spuren nach, die zu den Ruinen von Groß-Friedrichsberg führten. Inmitten der dichtverwachsenen Gräben und Verhaue lagen welteinsam sechs brandenburgische Geschütze. Er nahm ein altes Geschützrohr mit nach Deutschland zurück. Dieses wurde in

der Ruhmeshalle aufgestellt. Der greise Kaiser Wilhelm I. soll damals gesagt haben: „Jetzt erst kann ich wieder dem Standbilde des Großen Kurfürsten gerade ins Gesicht sehen."

In Kamerun kam es zu einem Wettlauf zwischen Deutschen und Engländern, bei dem wir als Sieger hervorgingen. Dort hatten sich schon 1868 unternehmungslustige Hamburger niedergelassen und Faktoreien angelegt. Im Jahre 1884 schlossen die deutschen Handelsfirmen Woermann, Jantzen und Thormälen mit den Häuptlingen einen Vertrag, welcher den Kaufleuten die Herrschaft über die Duallagebiete einräumte. Alle diese Rechte wurden bald darauf dem Deutschen Reich übertragen. Am 12. Juli 1884 lief das deutsche Kanonenboot Möwe, von Togo kommend, in die Mündung des Kamerunflusses ein. Am 14. Juli 1884 fand die feierliche Besitzergreifung des Gebietes durch Dr. Nachtigal statt. Wenige Tage später erschien das englische Kanonenboot Flirt in der Bucht von Kamerun, das den Auftrag hatte, sich dort festzusetzen. Aber es kam zu spät. Es war nichts mehr zu holen. Wir waren ihm zuvorgekommen. Die Engländer verfolgten die deutsche Kolonialpolitik mit der gleichen Mißgunst wie früher die Holländer die brandenburgische. Es mußte zwischen den beiderseitigen Ansprüchen eine klare Scheidung geschehen. Für den Verzicht auf Kamerun erhielt England freie Hand in Südafrika.

Adolf Lüderitz, aus bremischem Handelshaus, war einer jener Männer, die kühn entschlossen das Tor geöffnet haben zu einem neuen, größeren Deutschland. 1883 kaufte er in Südwestafrika von den Häuptlingen für zweitausend Mark die Bucht Angra Pequena samt der öden Umgebung, die als eine unendliche Wüste erschien. Das Gebiet um-

faßte einen Landstrich von vierzehntausend Quadratkilometer. Als die englische Regierung versuchte, Schwierigkeiten zu machen, drängte die Lage zu raschem Handeln. Unverzüglich griff der Reichskanzler Fürst Bismarck ein. Er sandte am 24. April 1884 die bekannte Depesche an den deutschen Konsul in Kapstadt: „Nach Mitteilung des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden. ob seine Erwerbungen nördlich des Oranjeflusses auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutz des Reiches stehen." Am 6. August 1884 landeten die Korvetten Elisabeth und Leipzig in der Bucht von Angra Pequena je hundert Matrosen. Kapitän zur See Schering erklärte am folgenden Tag das ganze Land vom Nordufer des Oranjeflusses bis zum sechsundzwanzigsten Grad südlicher Breite in einer Tiefe von zwanzig Meilen zum deutschen Schutzgebiet. Kurz darauf traf das Kanonenboot Wolf ein und erweiterte unsere Einflußsphäre auf die ganze Küste nördlich von Lüderitzland bis zur portugiesischen Grenze. Nur die Walfischbai, der beste Hafen Südafrikas, blieb britisch. Lüderitz hat den Aufschwung der Kolonie nicht mehr erlebt. Ende Oktober 1886 ertrank er bei der Erforschung des Oranjeflusses.

Im stillen Ozean, in abseitigem Erdenwinkel, liegen die uns Deutschen so fernen Südseeinseln. Schon eine ganze Reihe von Jahren befanden sich dort deutsche Handels- und Pflanzungsunternehmungen. Eine rechtzeitige Besitzergreifung war leider versäumt worden. Dadurch wäre viel Unheil und Schaden abgewendet worden. Wiederholt mußten unsere Kriegsschiffe mit Waffengewalt einschreiten und Ordnung stiften. Mit wahrer Begeisterung begrüßten es daher unsere Landsleute, als am 3. November 1884

Kapitän zur See Schering mit der Korvette Elisabeth und dem Kanonenboot Hyäne in Matupi eintraf und mit seinem Landungskorps, ohne auf ernsteren Widerstand zu stoßen, den Hauptplatz des Bismarck-Achipels in Besitz nahm. In den folgenden Wochen wurde von unserer Marine noch auf anderen Inseln, an der Nordküste von Neu-Guinea, später Kaiser-Wilhelm-Land genannt, und in dem wichtigen Fischhafen die deutsche Flagge gehißt. Das alles geschah unter dem Protest der Engländer.

Inzwischen war in Kamerun der Aufstand der Hikory- und Joßneger ausgebrochen. Da auf den Schwarzen nur die militärische Macht und der Wille, sie auch anzuwenden, Eindruck macht, wurde ein Geschwader unter dem Befehl des Admirals Knorr in Wilhelmshaven zusammengestellt und in die westafrikanischen Gewässer geschickt. Es bestand aus den Korvetten Bismarck, Gneisenau, Olga und Ariadne. Als unsere Schiffe am 18. Dezember 1884 am Bestimmungsort vor Anker gingen, erschien die Lage sehr ernst. Die Aufrührer hatten das Dorf des deutschfreundlichen Negerkönigs Bell niedergebrannt, die deutschen Ansiedler verhöhnt und die deutsche Fahne besudelt. Es war höchste Zeit, diesen Frevel zu rächen und das deutsche Ansehen wieder herzustellen. Sofort machte sich die Flotte gefechtsbereit. Am nächsten Tag gab Admiral Knorr den Befehl zur Ausschiffung. Das Landungskorps zählte dreihundertdreißig Mann und vier Geschütze. Die Führung übernahm Kapitän zur See Karcher. An Land harrte der Truppe ein schwerer Kampf, der an den persönlichen Schneid jedes Einzelnen große Anforderungen stellte.

Es wurden mit größter Schnelligkeit elf Boote klar

gemacht und zu Wasser gebracht. Pistolen und Gewehre waren geladen. Die Matrosen ergriffen mit fester Hand die Ruder und zur Küste hin hasteten die schwer beladenen Fahrzeuge. Die Landung ging unter den Flintenschüssen der schwarzen Feldscharen vor sich. Einige Granaten aus den Bootsgeschützen beseitigten bald den Widerstand. „Als wir uns dem Ufer näherten, empfing uns aus dem dichten Buschwerk, ohne daß wir etwas vom Feinde sehen konnten, ein heftiger Kugelregen. Die Kugeln pfiffen über unsere Köpfe weg und schlugen dicht beim Boot ins Wasser. Die Bootsgäste verdoppelten ihre Anstrengungen, um die Boote mit höchster Fahrt möglichst hoch auf den Strand zu fahren. Sobald sie festkamen, sprang die Besatzung in das Wasser und nun ging es, so rasch es das Durchdringen des Dickichts erlaubte, in der Richtung auf das Feuer vor. Die Züge waren in Schützenlinie ausgeschwärmt und arbeiteten sich im unübersichtlichen Gelände vorwärts. Es war unmöglich, die Übersicht in dem Busch zu behalten; das war ein unbehagliches Gefühl, weil man sich verantwortlich fühlte, daß der Zusammenhang gewahrt blieb. Schließlich wurde der Boden so sumpfig, daß unserem weiteren Vordringen Halt geboten wurde. Allmählich machte sich Erschöpfung bei unseren Leuten bemerkbar; Hunger und vor allem der peinigende Durst wollten befriedigt werden. Gegen den Durst war die Milch der Kokosnüsse das einzige Erfrischungsmittel. Da die Kletterkünste aber nicht ausreichten, so mußten die Palmen gefällt werden." (Scheer.)

Voll frohen Sinnes und fester Zuversicht sind unsere Blaujacken zum Angriff geschritten. Der Drang nach vorwärts beflügelte ihre Schritte. Dichtes Unterholz und Schlingpflanzen machten den Urwald fast undurchdring-

lich. Dämmerung und Schweigen herrschten sonst in diesen noch unerforschten Gebieten. Jetzt ertönte dort das Kampfgeschrei, donnerte die Büchse. Die Neger litten bedeutend; denn die Deutschen schossen sehr gut. Zu längeren Gefechten kam es um die feindlichen Dörfer. Sie wurden mit stürmender Hand genommen und niedergebrannt. Der Gegner verschwand in atemloser Flucht. Nur einen feindlichen Häuptling konnten wir lebend einbringen. „Der Abend des zweiten Tages brachte noch eine aufregende Partie, an der ich mit meinem Kutter beteiligt war. Bei Einbrechen der Dunkelheit begaben wir uns auf die Fahrt und landeten an einer Stelle des dichtbewaldeten Ufers, wo ein Negerpfad in das Dorf unserer Feinde führte. Das geheimnisvolle Dunkel mit all den unbekannten Geräuschen, die der Urwald nächtlicherweise hervorbringt, dann plötzlich das Auftauchen eines leise in der Strömung gleitenden Kanus, das alles spannte die Erwartung aufs äußerste.“ (Scheer.)

Die Schwierigkeiten des Geländes, der glühenden Tropenhitze und des fieberfeuchten Klimas überwindend, hatte die deutsche Marinetruppe große Angriffsfreudigkeit an den Tag gelegt. Rasch hatte sie sich in die besonderen Erfordernisse des afrikanischen Kampfes hineingefunden und sich der feindlichen Fechtweise angepaßt. Die Verluste waren gering. Sie betrugen einen Toten und sieben Verwundete. Die Aufständischen hatten sich aufgelöst und ins Innere zurückgezogen. Wir blieben den fliehenden Resten auf den Fersen. Die Korvette Olga fuhr den Kamerunfluß hinauf und eröffnete überraschend ein Bombardement auf die Schwarzen, das seinen Zweck vollkommen erfüllte. Letzte Zuckungen des Widerstandes wurden von entschlossen zupackenden Fäusten schnell niedergerungen. Die schwarzen

Kriegshaufen gaben ihr Spiel verloren und unterwarfen sich der deutschen Herrschaft. Nunmehr konnten unsere Seeleute wieder abdampfen. Als Stationsschiff blieb die Habicht in Kamerun zurück.

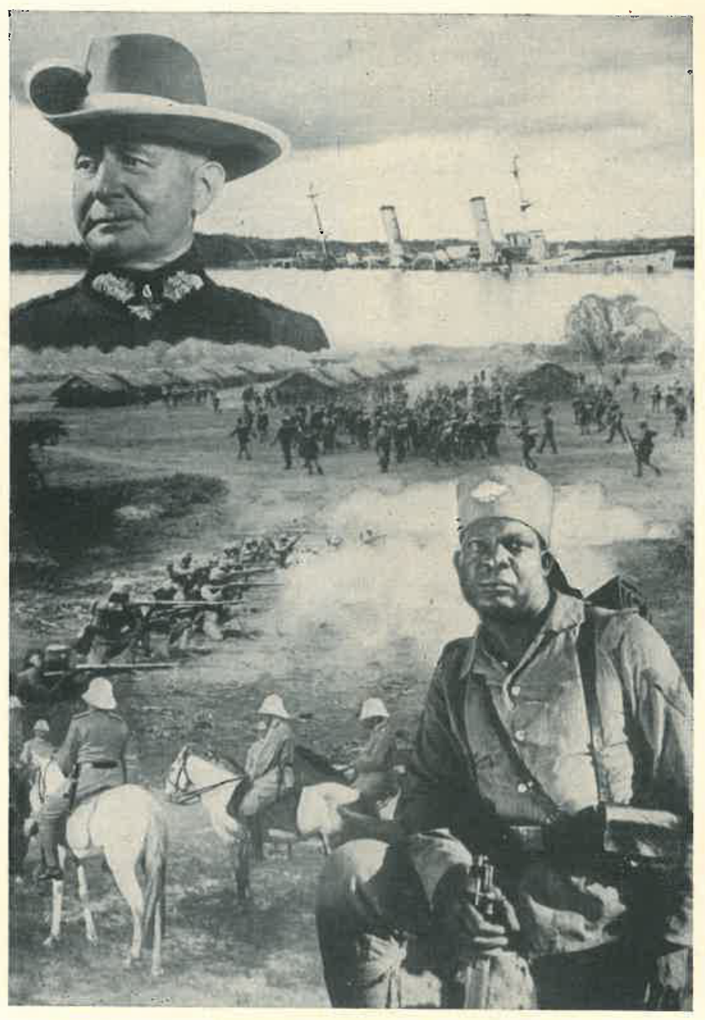
In Ostafrika hatten im Jahre 1884 die Forschungsreisenden Dr. Peters, Dr. Jühlke und Graf Pfeil im Auftrag der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche später einen kaiserlichen Schutzbrief erhielt, zweitausendfünfhundert Quadratmeilen gutes Hinterland mit einem Boden reichster Ertragfähigkeit von den Negern erworben. Von höchster Wichtigkeit wurde es, auch das vorliegende Küstengebiet einzugliedern, um die Kolonie lebensfähig zu erhalten. Obwohl der Sultan von Sansibar keine Rechtsansprüche auf das von uns im Innern Afrikas erworbene Gebiet hatte, drohte er auf Betreiben Englands mit Gewalt. Jetzt sah sich die deutsche Reichsregierung zu energischem Vorgehen veranlaßt. Fürst Bismarck erteilte der Marine den Auftrag, die deutschen Ansprüche geltend zu machen. Unter dem Befehl des Kommodore Paschen stachen fünf Schlachtschiffe — Prinz Adalbert, Stosch, Elisabeth, Gneisenau und Bismarck — in See. Am 7. August 1885 erreichte das Geschwader Sansibar und richtete die Kanonen drohend auf den protzigen, von mächtigen Palmen umschatteten Palast des Sultans. Die Wirkung dieser Demonstration machte sich sofort bemerkbar. Die diplomatischen Verhandlungen begannen noch am gleichen Tage. Der Sultan erkannte in aller Form die Schutzherrschaft Deutschlands über das von Dr. Peters erworbene Land an. Am 20. Dezember 1885 hat er sogar gegen Geldentschädigung und Gewinnbeteiligung die ganze Festlandküste an die Deutsch-Ostafrikanische Handelsgesellschaft ab-

getreten. Dauernd wurde dort das Kanonenboot Möwe stationiert.

In der Südsee hatte das Kanonenboot Iltis die deutsche Flagge auf der bisher unbesetzten Insel Yap gehißt. Darüber erregten sich die heißblütigen Spanier und brachten eine scharf gehaltene Reklamation ein. Fast wäre damals ein deutsch-spanischer Krieg ausgebrochen. Auf einen Schiedsspruch des Papstes gab die deutsche Regierung diese Insel wieder auf. Am 13. Oktober 1885 erfolgte die Besitzergreifung der Brown- und Providencegruppe und der Marshal-Inseln. Es ging aber nicht ohne Kampf ab. Nach der Flaggenhissung bekamen wir den glühenden Haß der Eingeborenen zu fühlen. Als sie die Truppe in fester Haltung anrücken sahen, flohen sie und zogen sich in das Dickicht zurück. Dort lauerten die Farbigen mit der Büchse in der Hand auf die Seesoldaten. In vielen Einzelgefechten ist der gefährliche Widerstand siegreich gebrochen worden. Acht Matrosen wurden dabei verwundet.

Die gesetzlosen Zustände auf Samoa forderten häufig das Eingreifen der deutschen Seestreitkräfte. Das Kreuzergeschwader, aus den Korvetten Bismarck, Carola, Olga und Sophie bestehend, mußte im Jahre 1887 längere Zeit in den dortigen Gewässern verweilen, um den deutschen Handel gegen Übergriffe zu schützen. Ruhige Verhältnisse traten erst ein, als der unbotmäßige König Malietoa verbannt und an seiner Stelle der uns wohlgesinnte Häuptling Tamasese eingesetzt war.

Die Kämpfe in den deutschen Kolonien mehrten sich. Das Gewonnene mußte gehalten, mit der Waffe verteidigt werden. Es ist eine immer wiederkehrende Erscheinung,



Die unbesiegte Schutztruppe Ostafrikas mit ihren treuen Askaris und ihr Kommandeur v. Lettow-Vorbeck. S.M.S.S. „Königsberg" im Rufidji-Delta

daß sich unsere brave Kriegsmarine vor Aufgaben gestellt sah, die eigentlich dem Landheer zufielen. Der Grund lag darin, daß sich die deutsche Schutztruppe erst aus kleinen Anfängen zu einer großen Organisation aller Waffen entwickelte. In opfervollem Einsatz haben sich die deutschen Seeleute auf allen Erdteilen ausgezeichnet. Ihr ungebrochener Kampfwille und ihre erprobte Standhaftigkeit erwiesen sich als die Grundlage des Erfolges.

1887 mußte in Kamerun das Kanonenboot Habicht einschreiten, um die kriegerischen Duallas, die deutsche Handelsagenten ausgeplündert hatten, zu bestrafen. Die Marinetruppe drang kühn-entschlossen in das wilde Land ein, trat den meuternden Stämmen energisch entgegen und zwang sie zu hastiger Umkehr. In kurzer Zeit konnte der Aufruhr bewältigt werden. Das Unternehmen zeugt von der Tüchtigkeit unserer Seesoldaten. Denn nur eine Truppe von hoher Moral ist zu derartigen Erfolgen befähigt.

In Deutsch-Ostafrika fand die deutsche Kriegsmarine im Jahre 1888 reiche Arbeit. Die materiellen und personellen Machtmittel der Deutsch-Ostafrikanischen Handelsgesellschaft waren so unzureichend, daß sich im Sommer dieses Jahres die Araber erhoben. Eine Anzahl von deutschen Stationsbeamten ist in schändlichster Weise ermordet worden. Wißmann schildert den Araber als intelligent, verschlagen, plünderungssüchtig und fanatisch. Als Muselmann kennt er keine Todesfurcht. Doch ist er mehr ein Draufgänger als ein kaltblütiger Schütze. Unsägliches Elend kam über das unglückliche Land. Der Halbblutaraber Buschiri war bei dem Aufstand die treibende Kraft. Er übte eine despotische Herrschaft aus, die sich in der sehr grausamen Behandlung der Eingeborenen ausgeprägt hat. Im Innern der Kolonie gingen viele Stationen und Missionen ver-

loren. Alle Ordnung hatte aufgehört. Die furchtbarsten Ausschreitungen wurden begangen. Ermutigt durch die raschen Erfolge wuchs die fremdenfeindliche Bewegung im Land.

Zu jener Zeit befand sich zufällig ein deutsches Kreuzergeschwader in den ostafrikanischen Gewässern. Dazu gehörten die Fregatte Leipzig, das Flaggschiff des Admirals Deinhard, die Korvetten Carola und Sophie, die Kreuzer Möwe und Schwalbe, so wie der Aviso Pfeil. In der Hafenstadt Pangani war die Stimmung äußerst gereizt. Am 19. August 1888 mußte die Marine eingreifen und Ordnung schaffen. Dann trat scheinbar Ruhe ein. Die Stadt war halb verlassen, die deutsche Autorität vorläufig gewahrt. Auch in Tanga, der nördlichsten Stadt unserer Kolonie, brachen Unruhen aus. Am 5. September 1888 wurde ein Boot der Möwe von einigen arabischen Hitzköpfen überraschend angefallen. Dies gab die Veranlassung zur Entsendung eines Landungskorps. Die Tangaleute wurden zurückgeworfen und zerstreut. Von da ab verhielten sie sich ziemlich ruhig. Dennoch schien es nicht ratsam, die Handelsbeamten schutzlos auf ihrem Posten zu lassen. Sie wurden von der Fregatte Leipzig nach Sansibar gebracht. Am weiteren Aufstand haben sich die Bewohner Tangas wenig beteiligt.

Am 22. September 1888 bemerkte man von Bord der Leipzig aus, die im Hafen von Bagamojo lag, daß in der Stadt Schüsse fielen. Von dem Haus der Handelsgesellschaft wurden Notsignale gegeben. Sofort ging Kapitänleutnant Donner mit hundertsechsundsechzig Mann an Land. Die Boote wurden mit Gewehrfeuer empfangen. „Der Gegner fing heftig an zu feuern — meine Leute hielten sich famos. Ohne mit der Wimper zu zucken, arbeiteten sie gegen die

leichte Brandung, die das Vorwärtskommen recht erschwerte. Unausgesetzt schlugen die Kugeln dicht beim Boot ein. Ich stand am Ruder und steuerte. Die Ruderpinne zwischen den Knien haltend und mit meinem Revolver meine feuernden Leute unterstützend. — Solch Erlebnis knüpft ein Band fester Zusammengehörigkeit zwischen Offizier und Mannschaft." (Scheer.)

Nun entspinnt sich in der Stadt ein ernstes Gefecht. Durch das Gassengewirr rückt die wackere Schar mit schweigender Energie und äußerster Kaltblütigkeit gegen die schwarze Menschenmauer vor. Sie läßt sich nicht zum Stehen bringen. Den Feind vor sich hertreibend, gewinnt sie langsam Boden. Die Übeltäter werden in die Flucht geschlagen und von dem wütenden Feuer der Sieger verfolgt. Mehr als hundert Tote und fünfzig Gefangene müssen sie zurücklassen. Zum Schutz der Station bleibt eine Wache von dreißig Mann unter einem Seeoffizier in der Stadt.

In Kilwa herrschte eine tolle Anarchie. Hier spielte sich eine furchtbare Tragödie ab. Von fünftausend Bewaffneten in ihrem Haus eingeschlossen, mußten die beiden Beamten der Handelsgesellschaft dauernd für ihr Leben fürchten. Sie fielen der Wut der grausamen Menge gerade in dem Augenblick zum Opfer, als der Kreuzer Möwe auf der dortigen Reede eintraf. Angesichts der absoluten Übermacht des Feindes konnte Kapitänleutnant Ferber mit dem höchstens vierzig Köpfe zählenden Landungskorps seinen Landsleuten keine Hilfe bringen. „Das Geschick verurteilte zunächst unwillkürlich die Handlungsweise des deutschen Kommandanten, und doch muß man gerade in diesem tragischen Falle in gerechter Weise die einzelnen Momente, die Beweggründe aufs genaueste prüfen. Als

Seemann möchte ich hier den Vergleich mit einem Mann über Bord bei stürmischem Wetter anführen. Hier muß der Führer des Schiffes mit blutendem Herzen vielleicht Abstand davon nehmen, jenem dort in wilder See ringenden Kameraden das Rettungsboot zu senden, weil dies mit seiner Besatzung bei einer solch hohen See unrettbar auch verloren sein würde. Also lieber ein Menschenleben opfern als ein Dutzend. So stellte ich es mir in Kilwa auch vor. Welch schweren Kampf mag damals Kapitänleutnant Ferber in seinem Herzen gekämpft haben! Er hielt eine Landung, abgesehen von den schwierigen Landungsverhältnissen, angesichts einer feindlichen Kolonne von mehreren Tausenden dort am Strande für aussichtslos, für eine sichere Vernichtung seines Landungskorps!" (Schlieper.)

Eigentlich hätte das deutsche Kreuzergeschwader in Sansibar nur einen kurzen Aufenthalt nehmen sollen. Indes zwangen die blutigen Ereignisse zu längerem Verweilen. Am 2. Dezember 1888 setzte die Blockade der ostafrikanischen Küste ein. Sie wurde im Bunde mit England unternommen, um die Herrschaft der Araber in Ostafrika zu brechen. Durch Sperrung der Küste sollte der Waffen- und Sklavenhandel unterbunden werden. Die deutschen Schiffe verrichteten diese schwere Arbeit bis zum Herbst 1889 auf der Küstenstrecke vom vierten und neunten Grad südlicher Breite, während im Norden und Süden die Engländer den Dienst versahen. Außerdem fiel unserem Geschwader die Aufgabe zu, Landungen zu machen zum Schutze von Stationen und zur Aushebung der Rebellenführer. Zur vollständigen Niederwerfung des Aufstandes aber bedurfte es noch einer Landtruppe von angemessener Stärke, die marsch- und klimagewohnt, dem Feind ins Innere zu folgen, imstande war. Das sollen und können Marinetruppen in der

Regel nicht leisten. Denn die Küste bleibt in erster Linie ihr Tätigkeitsbereich.

Die Blockade wurde von unserer Marine derart energisch angefaßt, daß sie in jeder Weise ihren Zweck erfüllte. So ist denn diese kühn ausgedachte und mit unendlicher Mühe durchgeführte Unternehmung geglückt. Der Bootsdienst war außerordentlich anstrengend, da die Boote oft wochenlang ohne Ablösung bei Sonnenglut und Sonnenbrand und tropischen Platzregen kreuzen mußten. „Eine prächtige Probe von Geistesgegenwart legte dabei der Leutnant zur See von Bredow ab, der mit einer Jolle von fünf Mann nachts eine große Dhau untersuchte, dabei plötzlich achtundzwanzig schußfertige Araber vor sich fand, diese aber durch sein kühnes Auftreten und durch den Dolmetscher so einschüchterte, daß sie die Waffen streckten und von anderen durch Signale herbeigerufenen Booten gefangen genommen werden konnten." (Wislicenus.)

Unsere Schiffe wurden an der Küste derart verteilt, daß sie die Buchten und Häfen überwachen konnten. Der Dienst war aufreibend und gefährlich und erforderte seemännisches Geschick. Man hatte einen listigen und landeskundigen Gegner vor sich. Die feindlichen Dhaus (kleine Fahrzeuge mit kurzen Masten) besaßen die ungeheure Übermacht der Zahl. Sie versuchten, mit allen Mitteln durchzubrechen, sich durch Tarnung und sonstige Überraschungen der militärischen Kontrolle zu entziehen. Umso höher ist das Verdienst unserer Marine. Ihr Kampfgeist blieb ungebrochen.

Admiral Scheer, der Sieger der Skagerrak-Schlacht, stand damals als Leutnant bei dem ostafrikanischen Geschwader. In anschaulicher Weise berichtet er über das Blockadeleben: „Jedes Boot wurde von einem Offizier geführt, dazu kam noch der Bootssteuerer und ein eingebo-

rener Suaheli als Dolmetscher. Die Besatzung wurde etwa auf die Hälfte reduziert, um Platz zu gewinnen und an der Ausrüstung zu sparen. Die Boote sollten hauptsächlich segeln; sie mußten für eine etwa zehntägige Abwesenheit mit Proviant, Wasser, Munition, Karten, Signalmitteln, Arzneikiste, Koch- und Eßgeschirr und was sonst noch zu den sehr bescheidenen Lebensbedürfnissen gehört, versehen werden. Die Trinkwasserfrage war die brennendste. Der Verbrauch an Wasser für die Mahlzeiten ließ für Waschzwecke nichts übrig. Das Schlafen nachts in dem unruhig hin- und herrollenden Boot auf den harten Ruderbänken oder auf dem Boden des Boots war das Unangenehmste. Die Boote lagen ohne jeden Schutz in der groben See bei dem Südwestmonsum, der bis Stärke sechs wehte. Man zog es vor, nachts nicht zu ankern, sondern lieber zu kreuzen, da an Schlaf doch nicht zu denken war. Tagelang bekam die Besatzung manchmal nichts Warmes zu essen. — Die Zahl der Untersuchungen der arabischen Dhaus war sehr beträchtlich; so wurden zum Beispiel von den Booten der Sophie im März 1889 über zweihundert Fahrzeuge angehalten. Im Mai 1889 brachte es Schwalbe auf zweihundertfünfundvierzig, der Aviso Pfeil sogar auf vierhundertelf Untersuchungen." Mit ihren Strapazen, Erfolgen und Opfern bildet die ostafrikanische Blockade ein Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Kriegsmarine. Unsere blauen Jungens haben Vorbildliches geleistet. Sie haben aber auch gelernt, mit Scharfblick die Gunst der Lage zu erfassen und sie mit Entschlossenheit zu benutzen.

Schon nach kurzer Zeit machte sich bei der Marinetruppe das ungesunde Klima der Tropen fühlbar. Das Malariafieber hat sich als der Hauptfeind des weißen Soldaten, der an Land Dienst tun mußte, erwiesen. Schnell griff die

Seuche trotz der eingeleiteten Bekämpfungsmaßregeln um sich. Nicht selten nahmen die Erkrankungen einen tödlichen Verlauf. Eine große Anzahl Offiziere und Mannschaften mußte, entkräftet und vom Fieber geschüttelt, nach der Heimat zurückgesandt werden. Gerade an dem Beispiel der Malaria erkennt man so recht, welche Bedeutung der Tropenhygiene für den Kolonialdienst zukommt. Doch nochmals zurück zum Araberaufstand!

In Bagamojo war eine schwere Zeit für die deutsche Besatzung gekommen. Zahlreiche, verwegen auftretende Banden haben ihr immer wieder zu schaffen gemacht. Tag und Nacht mußte die Bewachungstruppe gefaßt sein für alle Eventualitäten. Zwar gelang es ihr, die heimtückischen Anfänge mit leichter Mühe abzuwerfen, aber am 1. März 1889 wird die Lage äußerst bedrohlich. In dichter Masse stößt der Feind vor, durch zwei Geschütze wirksam unterstützt. Die deutsche Front setzt der Angriffswelle einen unübersteigbaren Damm entgegen. Doch besteht die Gefahr, von der umfassenden Übermacht erdrückt zu werden. Rasches Handeln tut not. Da ruft Leutnant zur See Mayer mit lauter Stimme: „Drauf mit dem Bajonett!" In überraschendem Ausfall stürzt sich die kleine Marinewache auf die erschrockenen Araber und haut zusammen, was erreichbar ist. Die Aufständischen erleiden eine tüchtige Schlappe. Ihr Widerstand ist völlig gebrochen. Die Geschütze werden ihnen wieder abgenommen. Die rücksichtslose Energie des kühnen Seeoffiziers hat zum großen Teil diesen schönen Erfolg ermöglicht.

Auch in Daressalam erfolgte ein Überfall auf die deutsche Station. Unter Mitwirkung der Bordgeschütze gelingt es den gelandeten Matrosen, die Angreifer abzuwehren. Plötzlich tritt ein kritischer Augenblick ein. Die Mitglieder der

evangelischen Mission sind umzingelt und schweben in höchster Gefahr. Ohne eine Sekunde zu zögern, eilen unsere wackeren Seeleute herbei und bringen alle in Sicherheit. Freilich kann man nicht mehr verhindern, daß das Gebäude in Flammen aufgeht. Die nächsten Tage verlaufen unruhig. Am 25. Januar 1889 rückt ein Landungskorps der Korvette Sophie dem Gegner auf den Leib. Den Waffengang leitet die Artillerie ein. Die Schiffsgranaten krachen, heulen und bersten mit wunderbarer Genauigkeit im Ziel. Dann entbrennt der Nahkampf. Das Gewehrfeuer knattert auf der ganzen Linie und verstärkt sich von Minute zu Minute. Ohne der Kugel zu achten, setzt sich Kapitänleutnant Landfermann mit geschwungenem Säbel an die Spitze seiner Getreuen. Vorwärts, marsch, im Sturmschritt! In diesem Entschluß liegt der Sieg. Die kopflosen Kriegshaufen werden überrannt und geschlagen. In wilder Angst geben sie die Stadt auf und machen sich aus dem Staube. Bereits mittags können die Matrosen an Bord zurückkehren. Sie waren siegreich, aber von Verlusten nicht verschont geblieben. Leider sollte der Tag noch einen betrüblichen Abschluß nehmen. Als die Besatzung die kühne Waffentat mit dem Glas in der Hand feiert, ist Kapitänleutnant Landfermann infolge der ausgestandenen Strapazen einem Hitzschlag erlegen. Er war einer unserer besten Seeoffiziere, ein leuchtendes Vorbild höchster Tapferkeit und wagemutigen Handelns!

Während in Sadani ein kurzes Bombardement genügt, um die bewaffneten Banden in fürchterlicher Unordnung aus dem Ort zu treiben, muß der Küstenort Kondutschi, ein berüchtigter Schlupfwinkel der Araber, von der Truppe mit dem Bajonett gesäubert werden. Am 27. März 1889 packen die Landungsabteilungen der Schiffe Leipzig, Carola

und Schwalbe unter Führung des Korvettenkapitäns Hirschberg den Feind. In forschem Draufgehen stürmen die Schützenschwärme vorwärts und erobern den Ort. Das Raubnest geht in Flammen auf. Der Erfolg wird mit nur einem Verwundeten erkauft. Selbstverständlich haben die Rebellen eine große Zahl ihrer Streiter eingebüßt. Die Folge war, daß sie vorläufig auf größere Unternehmungen verzichteten.

Da sich der Araberaufstand im Innern der Kolonie immer weiter ausbreitete, betraute am 8. Februar 1889 die deutsche Reichsregierung den berühmten Afrikaforscher Hermann Wißman mit der Aufgabe, die erforderlichen Maßnahmen zur Herstellung von Ruhe und Ordnung in dem unter deutschem Schutz stehenden Gebiete zu treffen. Hier war Wißmann der richtige Mann an der richtigen Stelle. Er hat sich als ein hervorragender Organisator gezeigt und glänzende Proben seines militärischen Könnens abgelegt. Mit der ihm eigenen Energie und rastlosem Eifer ging er an seine Aufgabe. Vor allem galt es, ein Expeditionskorps aufzustellen. Richtigerweise wollte Wißmann im tropischen Afrika ausschließlich farbige Truppen mit weißer Chargenbesetzung verwenden. Denn diese besitzen größere Widerstandskraft gegen klimatische Einflüsse und sind leichter und einfacher zu ernähren und zu unterhalten als europäische Truppen. Man kann fast sagen, daß dem Schwarzen alles für nahrhaft gilt, was den Hunger beschwichtigt. Der Sudan lieferte den deutschen Werbeoffizieren ein vorzügliches Soldatenmaterial, altgediente Krieger, die früher der ägyptischen Armee angehört, sich in zahlreichen Feldzügen in Nordafrika ausgezeichnet hatten. Außerdem gelangten noch Sulus aus Portugiesisch-Ostafrika zur Einstellung. Führer der Truppe waren deutsche Offiziere und

Unteroffiziere. Die Versammlung der Streitkräfte erfolgte unter dem schirmenden Schild des deutschen Geschwaders im Raume Daressalam-Bagamoso. In kürzester Zeit gelang es Wißmann, sich ein Werkzeug von hohem, kriegerischem Wert zu schaffen. Mit peinlicher Strenge hielt er darauf, daß stets Ordnung und Disziplin herrschte. Trotzdem hing die schwarze Truppe mit Anhänglichkeit an ihrem Kommandeur, weil er gerecht war und sie zu behandeln wußte. Die Stärke des Korps betrug siebenundzwanzig Offiziere, dreiundsechzig Unteroffiziere, sechshundertdreißig Sudanesen, hundert Sulus, achtzig Askari, vierzig Somali, zwanzig Türken. Infanterie bildete die Hauptwaffe. Als Bewaffnung wurden Karabiner und Gewehre benutzt. An Artillerie fanden eine Anzahl leichter Feldkanonen und ein Gebirgsgeschütz Verwendung. Auch ein Maschinengewehr wurde zugeteilt. „Die glänzendste Anerkennung für Wißmanns Truppe lag wohl darin, daß sie für Deutschlands Schutztruppen im tropischen Afrika zum Muster wurde, zu einem Muster, an dem selbst im Laufe der Jahre nicht viel zu ändern war." (Richelmann.)

Der moralischen Wirkung muß im afrikanischen Krieg eine überragende Bedeutung zugesprochen werden. Die eingeborene Bevölkerung wartet oft nur auf eine Schlappe, die das Militär erleidet, um den weißen Eindringling wieder aus dem Land zu jagen. Für die Heeresleitung kommt es darauf an, daß gleich die ersten Entscheidungen günstig ausfallen. Ein Hinausschieben der Operationen ist jedenfalls ungefährlicher als ein übereilter Einsatz unzureichender Kräfte. Was man durch Vorbereitung an Zeit verliert, bringt der glattere Verlauf der Unternehmungen reichlich wieder ein. Darüber ist sich Wißmann nicht im Zweifel gewesen. Er schlug erst los, als alles bereit war.

Am 8. Mai 1889 zieht die neu gebildete Schutztruppe, verstärkt durch ein Matrosenkorps von zweihundert Mann unter Korvettenkapitän Hirschberg, gegen Buschiri ins Feld. Der Rebellenführer hat etwa acht Kilometer landeinwärts von Bagamojo ein befestigtes Lager bezogen. Die deutsche Marschkolonne wälzt sich in einer Länge von über zweitausend Meter vorwärts. In vorsichtigem Heranfühlen wird die gegnerische Stellung aufgeklärt. In diesem Naturgebiet, wo der üppige Pflanzenwuchs den Boden überwuchert, gehen die Schützen so nahe als möglich an den Feind heran. Erst auf dreihundert Meter wird niedergekniet und das Feuer eröffnet. Dadurch kommt das Gefecht notgedrungen zum Stehen. Das Landungskorps findet seinen Platz hinter der Mitte und dient als Reserve. In gemeinsamem Wirken versuchen Infanterie und Artillerie, die Feuerüberlegenheit zu erringen. Als die feindliche Widerstandskraft erlahmt, läßt sich die Marine nicht mehr halten. Ihr Sturmsignal reißt die Angreifer hoch. Da kommt Bewegung in die Linie. In schnellem Lauf stürzen Offiziere und Unteroffiziere, Matrosen und Schwarze vorwärts. Der Gegner fühlt das Messer an der Kehle, hält aber stand und steigert sein Feuer. Allen voran überklettert Leutnant zur See Schelle die Palisaden, dringt in das Lager ein und sinkt sterbend zu Boden. Wütend drängt die Truppe nach und stößt die verzweifelnd Kämpfenden zurück. In voller Flucht eilen die Araber davon, von dem Hurra der Sieger verfolgt. Niedergehauen wird, was nicht die Waffen streckt. Ist es auch nicht geglückt, des Rädelsführers habhaft zu werden, so hat der Feind doch eine schwere Niederlage erlitten. Achtzig Tote läßt er auf dem Kampfplatz. Nun wird das arabische Lager an allen Ecken angezündet und nach kurzer Rast der Rückmarsch ange-

treten. Erbarmungslos sendet die afrikanische Sonne ihre sengenden Strahlen über das Land. Die außergewöhnliche Hitze und das heftige Gefecht haben die Kräfte unserer Blaujacken auf das äußerste erschöpft. Ihre Kleider dampfen, ihre Gesichter sind rot und schweißbedeckt. Todmüde, von Durst gequält, mühsam sich fortschleppend, das schwere Sturmgepäck tragend, marschieren sie der Küste zu. Bald fordert die Tropenglut ihre Opfer. „Die Marschordnung löst sich vollkommen auf; ein Teil der Matrosen wird, um das schlimmste zu verhüten, mit den Reittieren der mehr marschgewohnten Wißmannoffiziere beritten gemacht, ein anderer Teil wird von den farbigen Soldaten geschleppt." (Richelmann.) Die Marine hat an diesem denkwürdigen Tage der Schutztruppe wertvolle Waffenhilfe geleistet und die kämpfende Front zu siegreichem Einbruch fortgerissen. Aber geradezu fürchterlich sind die Strapazen des Heimmarsches gewesen. Eine europäische Truppe ist derartigen Anforderungen in der Regel nicht gewachsen. Im Innern des äquatorialen Afrika kann man daher nur marsch- und klimagewohnte Soldaten gebrauchen. Dieser wichtige Grundsatz durfte in Zukunft nicht unbeachtet bleiben.

Am 6. Juni 1889 schreiten wir zum Angriff auf Sadani. Die Schiffe Leipzig, Schwalbe, Pfeil und Möwe machen klar zum Gefecht und eröffnen mit den Langrohrgeschützen ein wohlgezieltes Feuer. Die einschlagenden Granaten verursachen großen Schaden und zahlreiche Brände. Dann landet die Wißmanntruppe, um die Stadt von der Landseite her anzugreifen. In prachtvollem Anlauf mit aufgepflanztem Seitengewehr wird der Verteidiger geworfen. Weiter nördlich bezieht er eine neue Stellung. Wieder macht sich die Marine der Schutztruppe nützlich, indem sie auf Dampfpinassen und Booten die schwarzen Krieger be-

fördert und an den Feind heranführt. Die Überraschung gelingt vollkommen. Die Araber sehen sich eingekreist, verlieren Ruhe und Besonnenheit und suchen ihr Heil in überstürzter Flucht.

Das nächste Ziel unserer Heeresoperation ist Pangani. Am 8. Juli 1889 erfolgt der Angriff. Die Marine beginnt den Kampf mit einer Kanonade von ungeheurer Heftigkeit. Die schweren Schiffsgranaten durchschwirren die Luft und fegen über die Küste hin. In Schutt und Rauch versinken die Wohnstätten und befestigten Anlagen. Unter dem schützenden Feuer der Bordbatterien bereitet sich die Truppe zur Ausschiffung vor. Nun werden die Boote klar gemacht und zu Wasser gebracht. Geschmeidig gleiten die schwarzen Soldaten hinunter; die Matrosen ergreifen die Ruder und steuern dem Lande zu. Schon fahren die Boote über die leichte Brandung hinweg. Ein kurzer Ruck und man hält. Offiziere und Mannschaften springen ins Wasser, um watend das Ufer zu erreichen. Ein Moment des Ordnens, und gleich darauf geht es im Laufschritt gegen den Feind. Dieser hat in weitem Umkreis die steilen Uferhöhen besetzt und schickt den Herannahenden manch tödliches Blei entgegen. Die Gelandeten lassen sich aber nicht aufhalten. Es braucht kein Kommando. Mit lautem Hurra schreiten die Tapferen zum Sturm. Die arabische Front kommt ins Wanken. Vergebens suchen die Häuptlinge die Zurücktaumelnden zu halten. Alles stiebt auseinander. Hinterdrein in lichten Trupps die Sieger. Bald befinden sich die Deutschen im unbestrittenen Besitz des Strandes. Nun befiehlt Wißmann die Erstürmung der Stadt. In dichten Wellen gehen unsere Schützen auf das neue Ziel los. Ein dauernder Strom ergießt sich von Deck an Land. Es ist ein unablässiges Kommen von Unterstützungen, um den Angriff zu

verstärken. Darüber hinweg donnern die Breitseiten mit fürchterlicher Regelmäßigkeit. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, so geht es ohne Unterlaß. Die schweren Geschosse richten gräßliche Verheerungen an. Als aber das Landungskorps der Marine mit unwiderstehlicher Energie zupackt und gegen die feindliche Flanke umfassend vorgeht, räumt der Verteidiger die Stadt und verschwindet flüchtigen Fußes im dichten Busch. In treuer Kameradschaft haben Heer und Marine Schulter an Schulter gefochten und gemeinsam den Sieg errungen. Der Verlust deutscherseits war sehr gering, während die Araber viele Tote und Verwundete hatten. Von da ab blieb die Stadt in deutscher Verwaltung.

Als am 12. Juli 1889 das deutsche Geschwader nach der Eroberung von Pangani nach Tanga kommt, schickt die Bevölkerung der landenden Truppe eine Friedensdeputation entgegen. Alles wäre ruhig abgelaufen, wenn nicht einige arabische Heißsporne ihre Flinten abgefeuert hätten. Da reißen unsere Seesoldaten ihre Kolben an die Backe und schießen auf das feige Gesindel. Ein Matrose wird leicht verwundet. Mit dem Bajonett wird der Ort gesäubert. Nachdem dies geschehen, schreiten wir an die Erbauung eines Forts. Seitdem hatte Tanga eine deutsche Besatzung. Doch kehrten die Eingeborenen nur langsam dahin zurück.

Inzwischen waren die Rebellen in großer Zahl landeinwärts ausgewichen. Sie zogen sich mit ihrem Anhang zurück in die weiten, sonnenverbrannten Steppen, in die dunklen, bewaldeten Gebirge, die der Ebene schroff und unvermittelt entsteigen. Im Herbst 1889 unternahm Wißmann mit der Schutztruppe einen Strafzug ins Innere, der Mpapua zum Ziel hatte. Unterdessen verwaltete den

Küstendistrikt Freiherr v. Gravenreuth, ehemals bayerischer Infanterieoffizier. Nur zweihundertfünfzig Mann standen ihm zur Verfügung, um vier größere Stationen zu besetzen und zu verteidigen. Da stößt Buschiri überraschend mit seinen wilden, heidnischen Völkerschaften in die friedlichen Verhältnisse hinein. Nach allen Richtungen ergießen sich die Mafitischwärme über das Küstenland, Raub, Mord und Brand überall verbreitend, wo sie hinkommen. Die Lage ist äußerst gefährlich, das Expeditionskorps im Rücken bedroht. Bei dieser Gelegenheit bekommt die Marine wieder reichlich zu tun. Durch rasche Hilfe entlastet sie die Landsoldaten. Bagamoso, Daressalam und Bueni werden von den Kriegsschiffen geschützt und von Landungsabteilungen besetzt. v. Gravenreuth rafft eiligst an Truppen zusammen, was möglich ist, und bricht auf. In zwei getrennt marschierenden Abteilungen zieht er dem Feind entgegen. Am 19. Oktober 1889 rufen bei Jombo die Kriegshörner zur Schlacht. Mit Ungestüm wirft sich v. Gravenreuth mit seinen achtzig Gewehrträgern auf den hundertfach stärkeren Feind. Gleich darauf ist er selbst der Angegriffene. Aber alle Versuche der schwarzen Gewalthaufen, unsere dünne Schützenlinie zu durchbrechen, scheitern an dem wohlgezielten Feuer der Hinterlader. Am zweiten Kampftage besitzen die Wilden nicht mehr die Kraft zu ihrer schweren Arbeit, die sie sich zugemutet. Ihr Widerstand wird gebrochen. Dem heiß erstrittenen Sieg verleiht v. Gravenreuth durch tatkräftige Verfolgung den entsprechenden Nachdruck. Die Fliehenden laufen der anderen Kolonne in die Arme. Das Entsetzen der Mafiti ist so groß, daß sie einen von Krokodilen wimmelnden Fluß durchschwimmen, „um den mörderischen Waffen des bayerischen Freiherrn zu entkommen". Siegen ist schwer,

den Sieg richtig ausnützen noch schwerer. Eine Verfolgung im Urwald ist nur selten gelungen. v. Gravenreuth aber hat mit seiner kleinen, tapferen Schar das Höchste erreicht und die feindliche Übermacht im dunkelsten Afrika vernichtend geschlagen.

Als Wißmann nach der Küste glücklich zurückgekehrt war, mußte er zum zweiten Male gegen das unruhige Sadani, den Sammelplatz der deutschfeindlichen Elemente, mit Waffengewalt vorgehen. Am 8. November 1889 wurden in den Ort einige Granaten geworfen. Dann haben die Landungsabteilungen der Carola, der Schwalbe und des neu eingetroffenen Kreuzers Sperber nachgeholfen und das Räubernest im Verein mit den Schutztruppenkriegern erstürmt. Die Marinetruppen führte Korvettenkapitän Voß. Die Gegenwehr war kaum nennenswert. Verluste sind nicht eingetreten. Sadani erhielt eine deutsche Garnison.

Bald darauf wurde der Räuberhauptmann Buschiri, der Anstifter des Hasses und Meuchelmordes, gefangen genommen, kriegsgerichtlich verurteilt und in Pangani gehenkt. Noch aber stand sein Kollege, der Rebellenführer Banaheri, im Feld. Im Januar 1890 zog Wißmann mit seiner Streitmacht landeinwärts und schlug die feindlichen Feldscharen in die Flucht. Die vor Sadani ankernden Kriegsschiffe besetzten so lange die Station. Nachdem Banaheri in verschiedenen Gefechten niedergeworfen war, hat sich sein Geschick vollzogen. Er mußte sich den Deutschen ergeben.

Jetzt galt es, die Eroberung des südlichen Teiles des Schutzgebietes durchzuführen. Auch an diesen Operationen nahm unsere Marine rühmlichen Anteil. Er bestand zunächst in der Unterstützung bei dem Transport der Schutztruppe



Samoa und Deutsch-Neuguinea hatten nur eine kleine Eingeborenen-Schutz- und Polizeitruppe

auf den neu gebauten Wißmanndampfern. Die Fahrt wurde durch stürmisches Regenwetter und hohen Seegang beeinträchtigt. Die schwarzen Soldaten wurden tüchtig durcheinandergeschüttelt und litten furchtbar unter der Seekrankheit. Dadurch verzögerte sich der entscheidende Schlag gegen Kilwa, den Hauptsitz des Aufruhrs im Süden. Der Ort war befestigt und mit einigen alten Vorderladern armiert. Die deutschen Kreuzer befanden sich in verankerter Stellung und wirkten bei dem Angriff als schwimmende Batterien mit.

Kaum ist am 1. Mai 1890 der Tag erwacht, als die Beschießung wie ein Donnerwetter losgeht. Schuß auf Schuß jagten die Geschütze aus ihren Rohren. Die Schiffsartillerie bestreicht der Länge nach die Stadt. Die Matrosen haben ausgezeichnet gezielt. Die Wirkung ist gewaltig. Die Granaten krepieren in den Straßen, reißen viele Leute in Stücke oder verursachen die schrecklichsten Wunden. Die Häuser brennen und stürzen zusammen. Gänzlich schutzlos dem Geschoßhagel ausgesetzt, drängen die Bewohner in rasender Eile ins Freie hinaus. Inzwischen wird die Infanterie (eintausendzweihundert Mann) ausgeschifft. Das Geschützfeuer geht über die Landenden hinweg, ohne sie zu gefährden. Es tastet planmäßig alle Stellungen ab, wo man nur irgendwie Widerstand vermutet. Obwohl die Truppen von der Seefahrt noch angegriffen sind, zeigen sie sich zuversichtlich und siegesbewußt und sehnen sich nach dem Augenblick, wo sie mit dem verhaßten Feind handgemein werden können. Ungesäumt rücken sie in Schlachtordnung vor. Ihr Ziel bildet die Einschließung von der Landseite. Fächerförmig sich entfaltend, reichen unsere schwarzen Soldaten den gelandeten Matrosen die Hand. Die Araber wissen genau, welches Schicksal ihnen

bevorsteht. Zur rechten Zeit fliehen sie in dicken Klumpen. Ihre Streitmacht wäre gänzlich vernichtet worden, wenn sie länger Stand gehalten hätte. „So übte die kleine, schnelle Schwalbe in jener Zeit einen geradezu faszinierenden Eindruck auf die Beine des Feindes aus — im davoneilenden Sinne." (Schlieper.) Mit unglaublicher Schnelligkeit ist Kilwa genommen worden. Es gießt in Strömen, als die Sieger in stolzer Haltung in die brennende Stadt einziehen. Auch hier haben Schutztruppen und Marine einmütig zusammen gewirkt, gekämpft und gesiegt. Die Hauptarbeit leistete ohne Zweifel die Schiffsartillerie. Ihr Feuer war derart beherrschend, daß es das Bajonett beinahe überflüssig machte.

Nun schritten wir zur Einnahme von Lindi. Die Wißmanntruppe wurde an Bord genommen und am 10. Mai 1890 wieder ausgeschifft. Sofort geht es an die Arbeit. Die weittragenden Schiffsgeschütze säubern den Strand. Prasselnd schlagen die schweren Geschosse in die Kokospalmen ein, wühlen den glühend heißen Boden auf und zerstören die Niederlassung. Zugleich mit der schwarzen Truppe landen unsere blauen Jungens unter Korvettenkapitän Hirschberg. Bewaffnete Leute feuern unablässig auf die in den Booten gedrängt sitzenden Soldaten. Glücklicherweise gehen die Schüsse fehl. Kaum sind wir an Land, da gibt der Feind den Widerstand auf. Fast ohne Kampf gelangt der Ort in unsere Hand. Die Araber zerstreuen sich und finden Zuflucht in den nahen Bergen.

Die Wegnahme von Mikindani spielte sich ohne Blutvergießen ab. Der Feind zeigte die weiße Fahne, als er die Mündungen der Schiffskanonen drohend auf sich gerichtet sah. Damit war der Araberaufstand niedergeworfen, das Küstengebiet und Hinterland in deutschem Besitz. Die

schnelle Beendigung des Feldzuges war besonders dem energischen Eingreifen der Kriegsschiffe und ihrer tapferen Besatzungen zu danken. Unsere Marine hat unter den schwierigsten Umständen das Möglichste geleistet und erreicht. Sie hat den Urwald von herumstreifenden Banden gesäubert und in den ausgedörrten Steppen mit wundervoller Beharrlichkeit gefochten. Mit vollem Recht sagt daher Admiral Schlieper: „Wer in der Marine von Deutsch-Ostafrika spricht, gedenkt in Wehmut auch der Gefallenen und Führer der Marine. Die Namen Deinhard, Hirschberg, Landfermann, Schelle werden stets unvergeßlich sein in der Marinegeschichte. Ehre ihrem Andenken!"

Blutige Opfer forderte um dieselbe Zeit die australische Station. Hier erlebt unsere Marine wieder einmal ereignisreiche Tage. In Samoa tobt ein erbitterter Bürgerkrieg. Darunter leiden die deutschen Ansiedler und Kaufleute. Auf der Reede von Apia liegen die deutschen Kriegsschiffe Olga, Adler und Eber. Als am 18. Dezember 1888 die Landungsabteilung der Olga unter Kapitänleutnant Jäckel landeinwärts vordringt, wird sie bei der Pflanzung Vailele schmählich überfallen. Es kommt zu einem ernsten Gefecht mit den an Zahl weit überlegenen, gut bewaffneten Eingeborenen. Die waldige und bergige Gegend bietet den landkundigen Insulanern gute Deckung und gute Schußwirkung. Auf den wild zerrissenen Gebirgshängen haben sie sich ausgebreitet. Ohne Besinnen bieten unsere Marinesoldaten dem Feind die Stirn und entwickeln sich zur Linie. Da bricht es von drüben los. Die blauen Bohnen kommen von der Höhe, von vorn und von den Seiten. Unter wildem Geschrei unternehmen die samoanischen Krieger wütende Vorstöße. In langer Kette,

gebückt und in Sprüngen schleichen sie sich heran. Immer ernster gestaltet sich das ungleiche Ringen. Lichter wird die dünne Front der Europäer. Leutnant zur See Spengler sinkt mit zerfetzter Brust zu Boden und stirbt bald darauf. Leutnant zur See Sieger wird durch die Stirn geschossen, Leutnant zur See Burchardt schwer verletzt. Das feindliche Kleingewehrfeuer tötet fünfzehn Matrosen. Im Ganzen gibt es auf deutscher Seite achtunddreißig Verwundete. Unser hinreißender Angriffsschwung ist nicht imstande, einen Raumgewinn zu erstreiten. Die Matrosen schießen ohne Unterlaß, sie schießen, bis der glühende Lauf nichts mehr hergeben kann. Unsere Munition neigt sich zu Ende. Daher geht es auf Kommando langsam zurück, in guter Ordnung, trotzdem der Feind heftig drängt. Schon scheint alles verloren, da winkt in höchster Not den heldenhaften Anstrengungen doch noch der Sieg. Die Gefahr erkennend, eilt so rasch als möglich das Kanonenboot Eber herbei und bringt eine unerwartete Hilfe. Um die dort bedrängten Kameraden frei zu machen, schleudern die Seeleute einige wohlgezielte Granaten an Land. Dies macht die Schwarzen stutzig. Zum erstenmal wird ihnen klar, daß unsere artilleristischen Machtmittel auf eine für ihre Begriffe unendlich weite Entfernung reichen. Dann gehen die Mannschaften des Eber eiligst an Land. Vorne werden sie freudig begrüßt, weil sie Munition und Wasser mitbringen. Die ermatteten Körper richten sich wieder auf. Sie schießen noch einige Minuten, dann heißt es: „Auf! Marsch! Marsch!" Alles stürzt in grimmiger Entschlossenheit vor. Die Feindmasse wird zunächst zum Stehen und dann zum Rückzug gebracht. Auf den primitiv befestigten Höhen erklingt das deutsche Hurra. Damit ist das Schicksal des Tages zu unseren Gunsten entschieden. Die Eingeborenen

haben eine sehr große Zahl ihrer Streiter eingebüßt. Aber auch die Marine läßt den dritten Mann auf dem Kampfplatz liegen. Ein voller Erfolg lohnte die willig ertragenen Blutopfer. Von der kleinen Kerntruppe eisenharter Kämpfer wurden mehr als viertausend samoanische Krieger in die Flucht geschlagen. Wir wären elend zugrunde gegangen, wenn nicht ein heroischer Wille jeden Einzelnen beseelt hätte. Unseren Helden der Südsee bleibt daher ewiger Ruhm und Deutschlands Dank! In den folgenden Tagen wird der letzte Widerstand gebrochen, das Dorf Mataafapatele beschossen und eingeäschert. Das deutsche Geschwader muß noch längere Zeit in den dortigen Gewässern bleiben.

Nunmehr hatten die Schiffsbesatzungen die traurige Pflicht, ihre Toten mit militärischen Ehren zu bestatten. Auf der westlichen Halbinsel errichteten wir den gefallenen Seeleuten ein würdiges Grabdenkmal. An Bord mußten die zahlreichen Verwundeten gepflegt, an Land starke Wachen aufgestellt werden zum Schutz der deutschen Siedlungen. So gab es für die Leute des Geschwaders in diesem Jahr stille Weihnachten. Wer hatte wohl eine Ahnung davon, wie es wenige Wochen später gehen sollte! Wer hätte damals geglaubt, daß von unseren Schiffen nur eines, von all den vollwertigen Menschen nur noch die Hälfte übrig blieb? Es ist manchmal ganz gut, daß man nicht in die Zukunft sehen kann. In gewohnter Weise versah die Mannschaft ihren aufreibenden Dienst. Allmählich verliefen die Unruhen im Sande. Die sich befehdenden Parteien schlossen Frieden. Sie versprachen, das Eigentum der deutschen Untertanen unangetastet zu lassen. Das Leben nahm seine früheren Formen an. Schnell hatten die leichtlebigen Insulaner die blutigen Vorgänge wieder vergessen.

Am 13. März 1889 spielte sich in der Südsee ein furcht-

bares Drama ab. Ein schwerer Orkan geht über die Samoagruppe hin. Es ächzt und stöhnt in den Klippen und an der Küste. Bäume und Sträucher neigen sich sturmgepeitscht. Von Stunde zu Stunde wird es schlimmer. Der Aufruhr der Elemente ist auch den Vögeln unheimlich, denn in großen Massen suchen sie ein geschütztes Fleckchen an Land. Die ältesten Seeleute wissen sich nicht zu erinnern, jemals einen solch starken Wirbelsturm erlebt zu haben. Unaufhaltsam fällt der Regen. Die See läuft wild durcheinander, springt auf, tobt und rast. Das Meer zeigt eine schmutzig gelbe Farbe. Es entsteht hoher, brandender Wellenschlag, so daß die Anker nicht mehr halten. Das Kanonenboot Eber wird von dem treibenden Strom erfaßt und gegen das Riff der Küste mit voller Wucht geschleudert. Eine unendliche Flut von Wasser ergießt sich in den Innenraum und bringt das Schiff nach kaum zwei Minuten zum Sinken. Auf dem Oberdeck ist die Besatzung angetreten. Es herrscht lautlose Stille. Kein Angstschrei ertönt. Mit äußerster Kraftanspannung hält sich Leutnant zur See Gaedeke an der Kommandobrücke fest. Er läßt erst los, als er mit dem sinkenden Schiff tief unter Wasser gezogen wird. Am Ufer sehen die Bewohner das Unglück kommen, ohne helfen zu können. Nur der mit den Wellen ringende, halb betäubte Leutnant Gaedeke kann von hilfreichen Menschen an Land gezogen werden. Nach ärztlichen Bemühungen kommt er wieder zum Bewußtsein zurück. Außer ihm bleiben noch der Steuermann Jeczawitz und vier Matrosen am Leben. Sie haben Wache an Land gehabt. Auf diese Weise entgehen sie dem Schicksal ihrer Kameraden. Die große Schnelligkeit, mit welcher der Eber in den Fluten verschwindet, hat die ganze Besatzung mit in die Tiefe gerissen. Es sind der Kommandant, Kapitänleutnant Wallis,

zwei Offiziere, Arzt und Zahlmeister und einundachtzig Matrosen untergegangen. Den drohenden Tod vor Augen, haben sie bis zuletzt treu ihre Pflicht getan und sind im fernen Weltmeer als Helden gestorben!

Die Korvette Olga, welche weiter von der Küste weg verankert liegt, entkommt glücklich dem Zerschlagenwerden. Mit Aufgebot höchster Maschinenkraft wird sie auf eine günstige, sandige Stelle des Strandes gefahren. Der Kommandant führt das schwierige Manöver mit besonderem Geschick durch. Er hat Schiff und Besatzung vor dem sicheren Tod bewahrt. Bewegungslos bleibt das beschädigte Fahrzeug liegen. Die Olga-Leute wissen, daß es jetzt nur auf sie ankommt. Schwielige Männerfäuste packen kräftig zu. Ihrem verzweifelten Bemühen gelingt es, das Schiff so weit zurecht zu flicken, daß es wieder flott gemacht werden kann. Ein schöner Erfolg seemännischer Tüchtigkeit!

Leider ist auch das Kanonenboot Adler dem Sturm zum Opfer gefallen. Wie ein lebendes Wesen bäumt sich das dem Tod geweihte Schiff auf und kämpft gegen die Gewalt der See. Dann wird es stückweise zerschmettert. Aber nur langsam beginnt es zu sinken. Dieser Umstand bedeutet für die Bemannung die einzige Aussicht auf Rettung. Die Disziplin wird streng aufrecht erhalten. Kein Mann tritt aus dem Glied. Nicht die kleinste Unordnung kommt vor. Alles horcht auf. Sobald der Befehl „Alle Mann aus dem Schiff!" gegeben wird, sucht jeder sein Leben zu retten, so gut er kann. Der Kommandant sorgt dafür, daß sämtliche Leute, gesunde und kranke, vor ihm von Bord gehen. Als letzter verläßt er das sinkende Schiff. Unsägliche Mühe kostet es, die Mannschaft aus der Wasserflut zu bergen. Lange fahren die Ruderboote, welche vom Land ausgesetzt sind, hin und her in der Hoffnung, sämtliche Lebenden auf-

zulesen. Zwanzig Matrosen sind ertrunken. Über der Unglücksstätte liegt ein Trümmerfeld von auftauchenden Balken, Wrackstücken, Bootsteilen, herumschwimmenden Leichen. Ein grausames Schicksal hat diese Zerstörung geschaffen. Später sind noch einige Matrosen ihren Wunden erlegen, die sie bei der Strandung erhalten hatten. Auch diese Opfer des gewaltigen Sturmes fielen genau wie jene im blutigen Gefecht bei Vailele für ihr deutsches Vaterland.

In Kamerun befinden sich im Jahre 1891 die Kanonenboote Habicht und Hyäne auf Station. Es zeigte sich, wie stark der Freiheits- und Unabhängigkeitssinn war, der in den westafrikanischen Völkerschaften lebte. Immer wieder mußten die Deutschen mit Waffengewalt einschreiten gegen Störungen der Ruhe und Sicherheit, gegen Freveltaten aller Art. In Kamerun betätigte sich damals als Reichskommissar Hauptmann Freiherr v. Gravenreuth, den wir bereits von Ostafrika her kennen. Als er mit drei Negerkompanien aufbrechen will, um die Aufständischen Aboleute zu züchtigen, unterstellt sich ihm Kapitänleutnant Krause mit einem Marinelandungskorps, hundertdrei Mann stark. Mit einem kraftvollen Vorstoß gegen das feindliche Bollwerk soll der Kriegszug eröffnet und eine schnelle Entscheidung angestrebt werden. Nur schmale Buschmannspfade führen ins Innere des Landes. Am 18. Oktober 1891 setzt sich die Expedition in Bewegung. In dem glühend heißen Waldgebiet mit seiner tropischen Vegetation findet man viele Hindernisse, Fußangeln und Wolfsgruben, die besondere Vorsicht erheischen. Doch nichts vermag den Marsch der Braven aufzuhalten. Nach beschwerlichen Anstrengungen kommt die Truppe vor Miang an. Hier findet sie einen unerwartet hartnäckigen Widerstand.

Das Negerdorf ist stark befestigt, mit Palisadenwehren umgeben, von tausend bewaffneten Kriegern besetzt. Da v. Gravenreuth von jeher das Hauptgewicht auf den Nahkampf gelegt hat, will er sich nicht auf einen langwierigen Feuerkampf einlassen. Unter scharfem Beschuß des Feindes entwickelt er seine Streitmacht zur Schützenlinie. Nach Abgabe einiger gut sitzenden Salven wird das Feuer gestoppt. Die Offiziere erheben sich, ziehen den Degen und springen vor. Begeistert folgen ihnen die weißen und schwarzen Soldaten. Die Niederlassung wird erobert, der Sieg errungen. Die Aufrührer nehmen Reißaus. Weithin sichtbar weht die deutsche Kriegsflagge über den Palisaden. Bei dem Gefecht wurden sieben Matrosen verwundet. Leutnant zur See Czech erhielt beim Vorgehen einen Hitzschlag, ist aber abends bereits wieder außer Gefahr. Höchste Bewunderung verdient die vorzügliche Haltung unserer Schiffsmannschaften. Sie war über alles Lob erhaben. Der amtliche Bericht hebt hervor, welche Tatkraft ein Unteroffizier, der Bootsmannsmaat Lack von der Hyäne, bewies. „Während er den gestürzten Hauptmann v. Gravenreuth aus einer Wolfgrube herauszog, erhielt Lack zwei Schüsse in den Oberschenkel, stürmte aber trotzdem weiter; ein Schuß in den Arm warf ihm dann das Gewehr aus der Hand. Nun zog Lack sein Seitengewehr und drang noch bis dicht vor die Palisaden vor, wo ihn mehrere Schüsse niederwarfen; als der Hornist Noe den Gefallenen verbinden wollte, wurde ihm sein Horn zweimal durchschossen. Wie heftig das Feuergefecht war, beweist, daß Lack nicht weniger als achtzehn Schußwunden empfangen hatte."

Einige Wochen später erhielt Freiherr v. Gravenreuth im Kampf gegen die Buealeute die Todeswunde. Ein schwerer Schlag für die deutsche Schutztruppe! Sie verlor in

ihm einen vorbildlichen Kämpfer in der ernsten Zeit des Ringens um die Macht. Gewiß war unser Bayer in erster Linie ein Kriegsmann; aber er war zugleich ein Mann, der die Eingeborenen nicht nur besiegte, sondern auch erzog und an die deutsche Herrschaft zu fesseln wußte. Und solche Führer brauchten wir im Kolonialdienst.

Deutschlands Kriegs- und Handelsflotte besaß in China immer noch keinen Stationsort, der als Stützpunkt dienen konnte. Die Veranlassung zur Besetzung chinesischen Gebietes gab im Jahre 1897 die Ermordung zweier deutscher Missionare in Schantung. Der Chef unseres ostasiatischen Kreuzergeschwaders, Admiral v. Diederichs, hatte mit seinen Schiffen am 15. November dieses Jahres Tsingtau angelaufen und ein Landungskorps von siebenhundertsiebzehn Mann ausgeschifft. Der chinesische General wurde ersucht, die chinesische Fahne niederzuholen und den Ort mit seiner Truppe schleunigst zu verlassen. Das geschah auch. Mit Sack und Pack rückte die chinesische Garnison, zweitausend Mann stark, ab. Gleich darauf ging unter Hurrarufen die deutsche Reichsflagge hoch. Ohne Blutvergießen war durch das entschlossene Vorgehen der Marine ein wertvoller Hafenplatz gewonnen. Auf neunundneunzig Jahre verpachtete China die Bucht von Kiautschou und einen Küstenstrich von fünfhundertzweiundfünfzig Quadratkilometer an das Deutsche Reich. Die Verwaltung der Kolonie übernahm das Reichsmarineamt. Den Posten des Gouverneurs bekleidete ein Seeoffizier. Die Besatzungstruppe setzte sich aus einem Seebataillon, Feld- und Matrosenartillerie zusammen und war zweitausendsechshundert Mann stark. Tsingtau wurde die Hauptstadt des Schutzgebietes. Auf der Land- und Seefront legte man Be-

festigungen an. Es waren die einzigen permanenten Werke, die wir in Übersee errichteten.

Kaum hatten unsere Blaujacken in dem neu erworbenen Land festen Fuß gefaßt, so gingen sie mit Freude und Tatkraft an die Arbeit. Bald fühlten sie sich dort wie zu Hause. Es war ein netter, behaglicher Aufenthaltsort. Die vor Schmutz starrenden Baracken der chinesischen Truppen riß man nieder. Eine rege Bautätigkeit setzte ein. Es entstanden prachtvolle Gebäude und ausgedehnte Grünanlagen, chaussierte Straßen und geräumige Kasernen. Die entzückenden Villen der Europäer, die sich den Hügel hinaufdrängten, boten einen reizvollen Anblick. Die Aufforstung der Umgebung erhöhte die Schönheit der Landschaft und besserte die gesundheitlichen Verhältnisse. Die Schantung-Bahn stellte die Verbindung her zwischen der Küste und dem fruchtbaren Hinterland. Es ist deutsche Tatkraft gewesen, die im Laufe weniger Jahre ein elendes Fischerdorf zu einer Stätte wirtschaftlicher und kultureller Bedeutung umgestaltet hat. Dem Weißen wurde Erwerbsmöglichkeit gewährt, der Chinese zu angemessener Lebensführung genötigt. Handel und Verkehr nahmen einen sichtbaren Aufschwung. Bei Ausbruch des Weltkrieges war Tsingtau eine blühende deutsche Stadt, das beliebte Reiseziel zahlloser Fremden. Denn auch als Seebad genoß sie internationalen Ruf. Die Bevölkerungszahl betrug im Schutzgebiet etwas über hunderttausend.

Im Jahre 1900 schritt die Kriegsfurie durch das Land der Zopfträger. In der chinesischen Volksmasse erwachte ein fanatischer Haß gegen die Fremden. Die Boxer rissen die Gewalt an sich. Sie verübten entsetzliche Metzeleien. Raub, Mord und Brand bezeichneten den Weg, den die Banden

genommen. Viele Deutsche fielen den ruchlosen Anschlägen zum Opfer. In Peking hatte sich die Lage so verschlimmert, daß die Entsendung einer Schutzwache für die deutsche Gesandtschaft notwendig wurde. In Stärke von einem Offizier, Oberleutnant Graf Soden, und fünfzig Seesoldaten traf das Kommando am 3. Juni 1900 dort ein. In Tientsin erwartete man einen Angriff der Boxer. Unsere Marine schickte eine Landungsabteilung von hundertzwanzig Mann unter Führung des Kapitänleutnants Kühne dahin ab, um den in Lebensgefahr schwebenden Landsleuten Hilfe zu bringen. Das deutsche Geschwader versammelte sich mit den Kriegsschiffen der befreundeten Mächte vor Taku.

Die flachen Gewässer zwangen die größeren Schiffe, außerhalb der Schußweite der Takuforts zu bleiben, welche die Einfahrt in den Peiho beherrschten. Nur die Kanonenboote konnten in den Fluß einlaufen. Admiral Bendemann führte das deutsche Geschwader. Auf der Reede lagen die großen Kreuzer Hansa, Hertha und Kaiserin Augusta, die kleinen Kreuzer Irene und Gefion. Im Flusse befand sich das Kanonenboot Iltis. Am 10. Juni 1900 faßte der britische Admiral Seymour die internationalen Landverbände zusammen zu einer Expedition, die Peking zum Ziele hatte, um die bedrängten Europäer zu retten. Diesem Zuge schloß sich eine deutsche Abteilung an in Stärke von zwanzig Offizieren, vierhundertneunundachtzig Unteroffizieren und Mannschaften, unter dem Befehl des Kapitäns zur See v. Usedom. Sie gliederte sich in vier Kompanien. Die Hitze lag bleiern über dem Land. Tag und Nacht keine Abkühlung. Das Thermometer zeigte über vierzig Grad. Rasch machte sich die verbündete Streitmacht zum Abrücken fertig, denn die Zeit drängte. Zunächst benutzte man die Eisenbahn. Als sich die Geleise so gründlich zerstört zeigten,

daß längere Reparaturen nötig waren, versuchte man, den Marsch zu Fuß fortzusetzen. Es kam zu zahlreichen, blutigen Kämpfen gegen beträchtliche Übermacht. Die ganze Gegend wimmelte von chinesischen Streitscharen. Seymour mußte die Hoffnung aufgeben, sich durch die Menschenmassen den Weg nach Peking zu bahnen. Schweren Herzens entschloß er sich zum Rückzug.

Am 22. Juni 1900 langt man nach mühevollen Märschen vor Hsiku an. Der Ort ist durch Befestigungsanlagen geschützt, mit Artillerie reichlich ausgestattet. Überall stößt unser Angriff auf heftigen Widerstand. Die Schützenlinien bleiben liegen. Das Gefecht steht. In diesem kritischen Augenblick ruft der britische Admiral die Deutschen an die Spitze der Sturmkolonne. Wie ein elektrischer Schlag zündet der Befehl bei jedem deutschen Seemann. Vergessen sind Hunger, Durst und Müdigkeit trotz des glühenden Brandes des Tages. Waffenklirrend, ernst und gefaßt, setzt sich unsere Marinetruppe vor die Front. Es wird scharf ausgeschritten. Die Offiziere ziehen den Degen. Die Hornisten blasen das Signal: „Schnell vorwärts!" Da kracht und pfeift es um uns. Klatschend schlagen die Spitzgeschosse auf die Steine auf, prasselnd fahren die Granaten in die Kronen der Bäume. Nichts ist von dem gut gedeckten Gegner zu sehen. Nur aus den Schlünden der Kanonen blitzt das Mündungsfeuer auf. Für unsere Blaujacken gibt es kein Hindernis, keinen Aufenthalt. Ihre Parole heißt: Drauf mit dem Bajonett, koste es, was es wolle. So hartnäckig der Verteidiger sich auch wehrt, er kann dem unbeugsamen, vorwärtsdrängenden Willen der Deutschen nicht standhalten. Ihr begeistertes Hurra übertönt den Schlachtenlärm. Es wird still in den Schanzen. Die Chinesen sind abgezogen. Sechs Geschütze fallen in unsere Hände.

Ganz unerwartet erfolgt ein feindlicher Gegenstoß auf die im Arsenal lagernden Verbündeten. Die deutschen Seeleute kommen gerade noch zur rechten Zeit, um in wildem Gemetzel den Störenfried zurückzudrängen. Von mehreren Kugeln durchbohrt, findet Korvettenkapitän Buchholtz den Heldentod. Am Abend flammen unsere Wachtfeuer auf der heißumkämpften Erde. Alles sinkt in tiefen Schlummer. Weit sind die Vorposten vorgeschoben. Plötzlich unterbrechen chinesische Schüsse die Stille der schwülen Nacht. Vergeblich auch dieser Versuch. Wieder tragen die Deutschen zu einem glücklichen Ausgang des Sieges bei. Ohne Besinnen stemmen sie sich der einbrechenden Flut entgegen. Mit der blanken Waffe werden die Boxer niedergestoßen.

In Hsiku ist die Lage jetzt sehr ernst geworden. Auf allen Seiten sehen sich die Verbündeten von feindlichen Gewalthaufen eingeschlossen. Im Eilschritt rückt eine Ersatzabteilung von Tientsin an, vertreibt die Chinesen und befreit die völlig erschöpften Truppen Seymours. Gemeinsam wird der Marsch nach Tientsin angetreten. Der Gesamtverlust der deutschen Truppen beträgt zehn Tote und siebenundfünfzig Verwundete. Bei dem beschwerlichen Rückzug haben wir keine Waffen, Verwundete, Vermißte zurückgelassen. Alles vollzieht sich in musterhafter Ordnung. Die Ereignisse stellten unsere Marine auf eine harte Probe. Sie hat sie mit heldenmütigster Ausdauer bestanden. Darüber schreibt ein britischer Teilnehmer am Zuge Seymours: „Es war lehrreich, die einzelnen nationalen Eigenschaften der Landungsabteilungen zu beobachten; die Deutschen bewunderten wir am meisten; sie waren immer in vorderster Linie, immer gehorsam, immer unermüdlich, kampfbereit und zu Opfern fähig, wenn die anderen versagten."

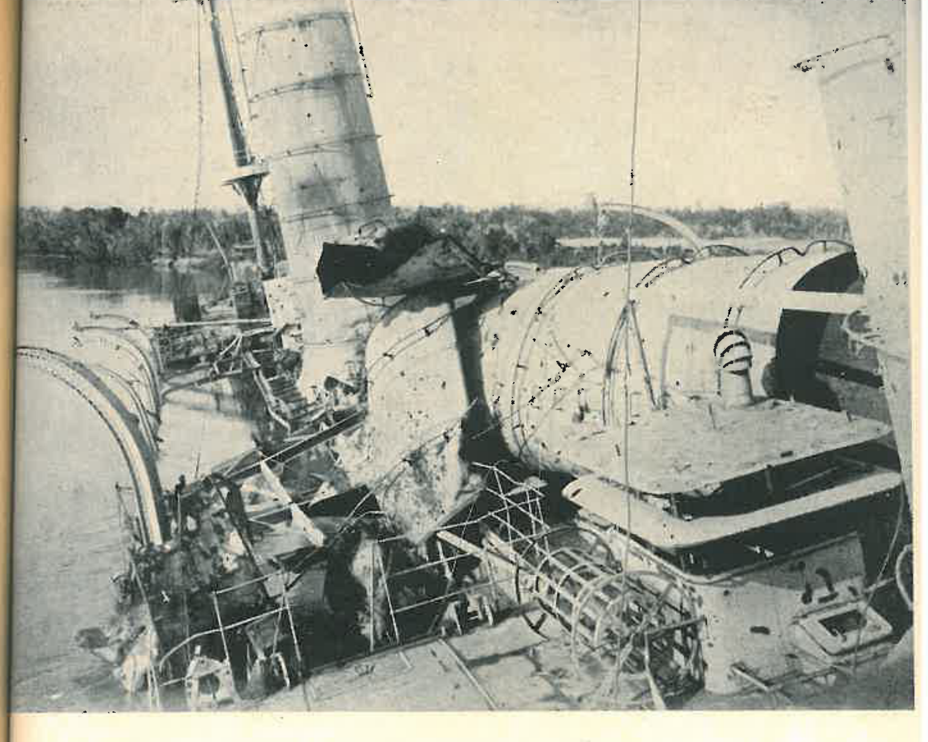
Gleich nach unserer Ankunft in Tientsin lief die Trauerbotschaft ein von der Ermordung des deutschen Gesandten Freiherrn v. Ketteler in Peking. Nun mußten wir uns auf neue Kämpfe gefaßt machen. Ausrüstung und Bekleidung wurden ergänzt, Proviant und Munition herangeschafft. Die Anstregungen der Seymour-Expedition hatten die Unternehmungslust der Deutschen nicht gelähmt. Auch unter den fremdartigsten Umständen wußten sie ihre stramme, aufrechte Haltung zu bewahren.

Bei Taku drängt die gespannte Lage zur Entscheidung. Die chinesische Besatzung der Forts besteht aus ungefähr dreitausend Mann Infanterie und Artillerie. Am 16. Juni 1900 fordern die verbündeten Geschwaderchefs in einem Ultimatum von dem chinesischen Befehlshaber die Übergabe des Platzes. Die Schiffe machen gefechtsklar. An Bord befindet man sich in einem Zustand gespannter Erwartung. Man glaubt, daß ein blutiger Tag bevorstände. Bald werden die Zweifel gelöst. Am 17. Juni 1900 um zwölf Uhr fünfzig morgens bricht das Ungewitter herein. Aus allen Küstenbatterien eröffnen die Chinesen überraschend ein heftiges Bombardement auf die im Fluß verankerten Kanonenboote. Der Kampf um Taku hat begonnen.

Nunmehr schreiten die Schiffsgeschütze zur Niederkämpfung der feindlichen Forts. Unaufhörlich rollt der Kanonendonner. Immer gewaltigere Dimensionen nimmt das Gefecht an. In seiner vorgeschobenen Stellung ist das Kanonenboot Iltis dem feindlichen Beschuß besonders ausgesetzt. Es wird mit Granaten aller Kaliber förmlich überschüttet. Das Schiff führt den Kampf aus naher Entfernung, um die Überlegenheit des Gegners an schwerer Artillerie einigermaßen auszugleichen. Bald zeigen sich die furchtbaren Wirkungen des chinesischen Feuers. Siebzehn

Volltreffer erhält die Iltis. Sie durchlöchern die oberen Schiffsteile, zerschmettern Schornstein und Ruder, richten noch anderen Schaden an. Der tapfere Kommandant, Korvettenkapitän Lans, wird schwer verwundet; ein Geschoß zerschlägt ihm den Unterschenkel, durch Sprengsplitter erhält er noch fünfundzwanzig Wunden. Blutüberströmt bricht er zusammen; Oberleutnant zur See Hollmann fällt; sieben Mann werden getötet, vierzehn verwundet. Die glühende Hitze der einschlagenden Geschosse und Sprengstücke machen jede Wunde zur Brandwunde. Eine Granate krepiert in der 3,7 cm Batterie und setzt die Bedienungsmannschaft außer Gefecht. Ein schweres Kaliber trifft die Kommandobrücke und schlägt sie in Trümmer. Ein Augenzeuge berichtet, daß die Zerstörungen furchtbar gewesen sind; überall sieht man Blutlachen, an den Eisenwänden und den Geländern hängen Fleischfetzen. Doch das schwer beschädigte Schiff wehrt sich auf das tapferste. Ungeachtet des tosenden Eisenhagels von Granaten und Schrapnells bedienen die Matrosen mit vorbildlicher Ruhe ihre Geschütze und feuern mit großer Präzision Schuß auf Schuß auf die chinesischen Batteriegruppen. Das Artillerieduell währt von drei bis sechs Uhr morgens. In dieser Zeit gelingt es uns, den Infanteriesturm auf das wirksamste vorzubereiten.

Inzwischen hat sich das internationale Landungskorps — neunhundertsiebzig Mann, darunter hundertzwanzig Deutsche — versammelt und in Deckung bereitgestellt. Die Führung übernimmt der deutsche Kapitän zur See Pohl. Ein Freudenhurra gilt den ersten deutschen Granaten, die ihr Ziel erreichen. Mit bloßem Auge kann man die zuverlässige Arbeit unserer Artillerie beobachten. Dann aber harrt die Truppe lautlos und in höchster Aufmerksamkeit



Das zerschossene Wrack der „Königsberg"

des mörderischen Kampfes, der sich zwischen den Forts und den Kanonenbooten abspielt. Als das chinesische Feuer fast gänzlich verstummt, rücken die Schützenschwärme dem Feind auf den Leib. Das Vordringen vollzieht sich mit größter Geschwindigkeit und gewinnt immer mehr an Ausdehnung. Lebhaftes Gewehr- und Kartätschenfeuer schlägt den Angreifern entgegen. Aber es gelingt den Chinesen nicht, den schneidigen Ansturm aufzuhalten. Deutsche und Japaner erklettern als erste den hohen Wall, werfen sich auf die lebende Mauer, reißen sie nieder, schlagen mit den Kolben ein. Das Nordwestfort ist in unserer Hand. Die noch nicht eroberten Werke können sich jetzt nicht mehr halten. Wir schicken uns an, von ihnen Besitz zu ergreifen. Die Chinesen werden in alle Winde gejagt. Sie fliehen in voller Auflösung. Eine feierliche Freude liegt auf den Gesichtern der Sieger. Doch macht sich die Erschöpfung nach dem langen aufreibenden Gefecht fühlbar. Die Streiter sinken ermattet zusammen, ohne imstande zu sein, eine energische Verfolgung durchzuführen.

Treue Waffenbrüderschaft ist das verbindendste Element im Leben der Völker. An diesem Feldzug haben Deutsche, Österreicher, Japaner, Russen, Italiener und Franzosen teilgenommen. Mit besonderem Stolz können wir auf unsere deutschen Kämpfer blicken. Immer und überall waren sie voran. Ein deutscher Seeoffizier befehligte die internationale Landungstruppe und griff rechtzeitig und in entscheidender Weise in den Kampf ein. Dem tapferen Führer der Iltis aber ist in erster Linie die Eroberung der Takuforts zu danken. Er hat die leitende Rolle gespielt, mit seiner Besatzung im schärfsten Feuer ausgehalten und eine artilleristische Glanzleistung vollbracht. „Meine Offiziere und Leute waren großartig. Es war eine Freude, mit ihnen

zu arbeiten, oft machte das Ganze den Eindruck einer ruhig geleiteten Schießübung." So schreibt Korvettenkapitän Lans, der Held des ruhmreichen Gefechtes.

Schon seit vier Wochen ringen in Tientsin die verbündeten Truppen mit den Boxern. Diese haben die umliegenden Werke besetzt. Die Befestigungen sind weder sehr stark, noch nach rein modernen Grundsätzen aufgebaut, beherrschen aber die Stadt. Kapitän zur See v. Usedom hat den Befehl über die dort befindlichen Deutschen, zweiundzwanzig Offiziere und siebenhundertsiebenundsechzig Mann, übernommen. Am 27. Juni 1900 wird nach einleitendem Artilleriegefecht der Angriff gegen das Ostarsenal angesetzt. Es ist ein drückend heißer Tag. Die Sonne brennt erbarmungslos auf das Kampffeld hernieder. Chinesen liegen gut gedeckt hinter Wall und Graben. Sie sind zur Abwehr bereit. Unter dem Gurgeln und Heulen der Granaten arbeitet sich die verbündete Front in aufgelöster Ordnung sprungweise vor. Sie findet nur wenig Deckung im Gelände, da die verdorrten Grasflächen die Annäherungsmöglichkeit aufs äußerste erschweren. Trotzdem bleibt die Bewegung im Fluß. Als die angreifende Linie nahe genug heran ist, lauert Kapitän v. Usedom auf eine Blöße des Gegners. Da erfolgt plötzlich im Arsenal eine furchtbare Explosion, eine mächtige Rauchsäule entwickelnd und Balken und Trümmer nach allen Seiten schleudernd. Die Verwirrung beim Feind erkennend, geben die deutschen Seesoldaten den Antrieb zum Sturm. Die Chinesen räumen die Wälle und suchen sich zu retten. Noch halten sie sich in den anderen Stellungen. Die nächsten Tage vergehen unter sich steigerndem Artilleriefeuer. Geschoß auf Geschoß sendet der Verteidiger zu uns herüber. Mitten in die Fremdenniederlassung schlägt es ein, Ziegelwerk, Balken,

Qualm und Staub fliegen hoch. Mächtige Rauchwolken wälzen sich über die schwer heimgesuchte Stadt. Nur wenige Gebäude bleiben verschont. Das deutsche Konsulat ist nur noch eine Ruine von rauchgeschwärzten Trümmern. Am 13. Juli 1900 sollen die chinesischen Widerstandsnester im Nordosten der Stadt durch Deutsche und Russen erstürmt werden. Sorgfältige Vorbereitungen werden getroffen. In aller Frühe beginnt ein heftiges Geschützfeuer gegen die chinesischen Batterien. Bald verkünden eine Explosion und ein dunkler Feuerqualm die gute Wirkung unserer Granaten. Unterdessen greifen die ausgeschwärmten Sturmverbände siegreich an. Der Feind hält nicht stand. Entsetzt fliehen die chinesischen Truppen und lösen sich auf. Zwölf Geschütze fallen den Deutschen in die Hände. Der russische General Stößel sagte in seinem Gefechtsbericht: „Die Deutschen kämpften in erster Linie hervorragend; sie gingen in ihrer gewohnten Weise in langen Sprüngen mit kurzem Halten zur Abgabe eines wohlgezielten Feuers schnell und entschlossen auf die nächsten Entfernungen heran, auf denen die Güte des deutschen Gewehres und die Schießausbildung der Matrosen gleichmäßig zur Wirkung kamen." Ohne ernstere Gefechte werden die übrigen Stützpunkte von uns besetzt. Der Feind befindet sich auf der ganzen Linie in eiligem Rückzug. In diesen langwierigen Kämpfen haben unsere Matrosenkompanien ein Beispiel glänzender Tapferkeit und straffer Feuerdisziplin gegeben. Insgesamt sind auf deutscher Seite sechsunddreißig Mann gefallen, hundertzehn Mann verwundet worden.

Beunruhigende Nachrichten kamen aus Peking. Ein allgemeiner Aufruhr durchtobt die kaiserliche Hauptstadt. Kampf und Brand richten schreckliche Verwüstungen an. Die Boxer belagern die fremden Gesandtschaften. Fast täg-

4*

lich vernimmt man das Gewehrfeuer der Schutzwachen, das die Anrennenden zur Umkehr nötigt. Schwere Stunden müssen die Verteidiger durchleben. Doch mit zäher Verbissenheit halten sie der hundertfachen Übermacht stand und behaupten sich unter fast unerträglichen Entbehrungen. Der deutschen Marineabteilung des Grafen Soden gebührt vornehmlich das Verdienst am Erfolg dieser Kämpfe. Sie erleidet zwar erhebliche Verluste, mehr als ein Drittel ihres Bestandes, aber sie trägt durch ihren entschlossenen Willen zur Überwindung aller Widerstände bei und ermutigt die Besatzungen der anderen Nationen zum Ausharren. Zwei Monate lang dauert die heroische Gegenwehr. Mitte August bringen dann die in Gewaltmärschen herbeieilenden Verstärkungen der Verbündeten die Befreiung. Damit ist die Hauptarbeit im chinesischen Feldzug getan. Die deutsche Kriegsmarine kann mit Stolz auf die Tätigkeit zurückblicken, die ihr bei der Unterdrückung der Wirren zugefallen ist. War der Gegner auch nicht als vollwertig anzusehen, so haben doch alle Beteiligten zu Wasser und zu Land in opfervoller Hingabe ihr Leben eingesetzt.

Die Morgenröte des Jahres 1904 deutete auf drohenden Sturm in Deutsch-Südwestafrika. Mit beunruhigender Schnelligkeit verbreitete sich die Nachricht über die Erhebung der Herero. Alle Weißen, welche den Rebellen in die Hände fielen, fanden ein qualvolles Ende. Die Farmhäuser gingen in Flammen auf. Die Militärposten wurden von allen Seiten bedrängt, Bahn- und Telegraphenlinien zerstört. Jene blutigen Ereignisse bildeten den Anfang eines Kolonialkrieges, der in seinem Ausmaß noch nicht seinesgleichen gehabt hatte. Die deutsche Schutztruppe stand in dieser Zeit mit ihrer Hauptkraft im äußersten Süden im

Kampf gegen die Bondelzwarts. Nur schwache Besatzungen waren im Norden zurückgeblieben. Die schnelle Sammlung der bewaffneten Macht in der bedrohten Gegend war unmöglich, weil ein ausgedehntes Eisenbahn- und Wegenetz nicht zur Verfügung stand. Besonders bedrückend aber war das Bewußtsein, dort nicht helfen zu können, wo jede Stunde die Entscheidung bringen konnte über Leben und Tod so vieler deutschblütiger Menschen. Da griff die deutsche Marine ein. Unverzüglich wurden von dem Kreuzer Habicht vier Offiziere, einundachtzig Matrosen mit drei Revolverkanonen und zwei Maschinengewehren in Swakopmund gelandet. Zunächst sah es Korvettenkapitän Gudewill, der Kommandant des Schiffes, als seine Hauptaufgabe an, die Eisenbahnlinie, die von der Küste nach dem Innern führt, wieder betriebsfähig zu machen und den wichtigen Verkehrspunkt Karibib zu sichern. Der Bewachungs- und Patrouillendienst stellte die höchsten Ansprüche an Offiziere und Mannschaften. Unterdessen wurde das Lager zu einer Werkstatt hergerichtet. Die Geleise mußten ausgebessert, unbrauchbare Lokomotiven instand gesetzt werden. Die Arbeiten wurden mit Eifer und Energie betrieben. In kühnen Vorstößen vertrieb unsere Eingreiftruppe die zuchtlosen Banden aus der näheren Umgegend. In überraschend kurzer Zeit hatte Kapitän Gudewill Bahnlinie und Meerküste gegen feindliche Überfälle gesichert und zu einer festen Basis gemacht, auf welcher der Feldtruppe alles, was sie brauchte, zugeführt wurde. Seiner nie ruhenden Einwirkung war es zu danken, daß die aus Deutschland gesandten Verstärkungen rasch an die Front geworfen werden konnten. Am 9. Februar 1904 traf das Marine-Expeditionskorps auf dem südwestafrikanischen Kriegsschauplatz ein. Wenige Tage später erkrankte Kapitän

Gudewill und starb bald darauf. Allzu früh verschied dieser tüchtige Seeoffizier.

Inzwischen jagt Hauptmann Franke mit seinen Reitern auf schweißtriefenden Pferden von Gibeon (im Süden) nach Norden her über verdorrte Steppen, durch trockene Flußläufe. Er läßt sich kaum Zeit zu ruhen, zu essen, zu schlafen. In viereinhalb Tagen legt die Kompanie etwa dreihundert Kilometer zurück. Ihr plötzliches Erscheinen bringt Verwirrung in die feindlichen Reihen. Rasch hintereinander wirft Franke die sengenden und plündernden Horden zurück. Die Erstürmung des Kaiser-Wilhelm-Berges, die Befreiung von Okahandja, die Einnahme von Omaruru, das sind die Stationen jenes berühmten Siegesrittes, der noch heute jedes Soldatenherz höher schlagen läßt. Wir ersehen daraus, wie weit die menschliche Leistungsfähigkeit gesteigert werden kann, wenn eine starke Persönlichkeit, auf welche die Truppe mit Vertrauen blickt, die Aufgabe stellt. Ungeheures hat aber auch unsere Marine geleistet. In treuer Kameradschaft hat sie mit der Schutztruppe zusammengewirkt und den bedrängten Landsleuten eine schnelle und darum um so wertvollere Hilfe gebracht. „Mit dem mutigen Wagnis der Kompanie Franke, dem Eingreifen des Habicht und der Wiederherstellung der Bahn waren die ersten und gefährlichen Wochen des Aufstandes überwunden, die Wochen, in denen es sich um das Sein oder Nichtsein aller im Schutzgebiet befindlichen Deutschen handelte." (Schwabe.)

Aber noch steht die Hereromasse als furchtbarer Gegner im Innern des Landes. Doch soll sich dieses Übergewicht bald brechen an der Kühnheit unserer Führer, die berufen sind, ihre kleine Streitmacht gegen den Feind zu führen. Sobald sich Gelegenheit bietet, schreiten sie zur Ausfüh-

rung weitreichender Unternehmungen. Kapitänleutnant Gygas tritt von Karibib aus mit hundert Mann, einem Geschütz und einem Maschinengewehr, den Vormarsch im Swakoptal an. Der Weg führt durch unübersichtliches Terrain, zwischen Felswände und dichten Busch hindurch. Am 16. Februar 1904 wird plötzlich die Spitze am Liebenberg aus nahem Versteck mit Feuer überschüttet. Die Herero stehen hinter Steinblöcken in gut verdeckter Höhenstellung. Geschickt angelegte Deckungen zeigen ihr Verständnis für eine künstliche Verstärkung des Geländes. In Ruhe schwärmt die deutsche Matrosenkompanie aus. Jede Bodenfalte wird ausgenützt. Planmäßig entwickelt sich ein sieben Stunden dauerndes Schützengefecht. Heiß brennt die Sonne auf die ermatteten Kämpfer. Der stark erhitzte Boden bereitet erhebliche Schmerzen. Entsetzliche Durstqualen leiden die Deutschen. Nirgends ist Wasser zu finden. Und doch versagt keiner. Je wilder und schneller die Herero ihr Feuer abgeben, umso ruhiger und sicherer schießen die Seeleute. Nur wirklich günstige Ziele vermögen die Schußfolge zu steigern. Mit keuchender Brust und in voller Ausrüstung erklimmen unsere blauen Jungen den steilen Berg, packen die Verzweifelten von der Seite her und jagen sie auseinander. Der Matrose Karle fällt, zwei Mann werden verwundet. Doch kann die Marinetruppe den Erfolg nicht ausnützen. Die fürchterlichen Anstrengungen der letzten Tage sind selbst ihrer Ausdauer und Energie zu viel geworden. Ermattet sinken die Seeleute auf dem eroberten Boden nieder. An eine Verfolgung ist in diesem schwierigen Gelände nicht zu denken.

Nicht genug kann auf die Hemmnisse hingewiesen werden, welche Südwestafrika den Truppenbewegungen in jener Zeit entgegenstellte. Wir dürfen nicht den Maßstab

unserer Verhältnisse anlegen. In jedem Land Europas gibt es ein Straßennetz, das die Ortschaften miteinander verbindet. Und wo Flüsse sind, da hat man auch Brücken. In Afrika konnten sich die pfadähnlichen Verbindungswege nicht mit dem vergleichen, was wir einen Fahrweg nennen. Nicht überall war die Kolonie in gleichem Maße unwegsam. Aber der Schauplatz, welchen die Marinetruppe betrat, ist die ödeste Einsamkeit gewesen. Südwestafrika war nicht imstande, die Truppen zu ernähren. Sie mußten selbst dafür sorgen. Es leuchtet ein, daß der Nachschub im afrikanischen Wüstensand mittels der schwerfälligen Ochsenwagen mit außerordentlichen Mühen und Schwierigkeiten verbunden war. Man hat weiter rückwärts Magazine angelegt. Sie umfaßten nicht nur Proviant, sondern auch Munition und Kleidung, kurz alles, was einem Heere notwendig ist, um sich lebend und schlagfertig zu erhalten. Der Wassermangel ist dem ganzen Land eigentümlich. Er erschwerte Mensch und Tier das Leben ungemein.

Am 19. Februar 1904 erreicht die Marineabteilung Klein-Barmen. Geschlossen im Tale vorgehend, gerät sie in einen Feuerüberfall. Die Schwarzen liegen auf den Höhen, unerkennbar, unfaßbar im ersten Augenblick. Auf engem, fast deckungslosem Raum sind die Deutschen umstellt. Überall schlagen die Kugeln ein. Kurze, hastige Befehle, die Kolonne entwickelt sich. Tapfer wehrt sich die kleine Schar. Es gelingt ihr, ein langdauerndes Feuergefecht mit guter Wirkung zu führen. Unterdessen überwindet die Sturmtruppe die Schwierigkeiten des Bodens und strebt gipfelwärts. Die Angreifer vertreiben die Buschmänner aus ihren Schlupfwinkeln und lassen ihnen keine Zeit zum Sammeln. Auf deutscher Seite ein Toter und sieben Verwundete. Nach den außerordentlichen Anstrengungen des

Bergkampfes sind unsere Matrosen ermattet, können kaum noch stehen. Es ist nicht möglich, der Fluchtspur des Gegners zu folgen. Mit diesem Gefecht schließt der Hauptsache nach die kriegerische Tätigkeit des Habicht-Landungskorps ab. Das Marinedenkmal in Swakopmund erinnert an seine tapferen Leistungen auf südwestafrikanischem Boden.

Mitte Februar 1904 setzt sich die Marine-Infanterie unter Major v. Glasenapp — fünfhundertzwanzig Mann und vier Geschütze — in ostwärtiger Richtung in Bewegung. Der Drang, möglichst rasch an den Feind zu kommen, beschleunigt anfangs ihre Schritte. Aber das Land setzt einer Eroberung natürlichen Widerstand entgegen. Der Fußmarsch durch die Omahese mit ihren gefürchteten Durststrecken hat unvorstellbare Leiden und Strapazen im Gefolge. Je weiter man vorrückt, desto öder und menschenleerer wird die Gegend, desto beschwerlicher der Weg. Ringsum nichts als glühend heißer Sand. Die Luft ist drückend schwül. Das grelle Licht schmerzt die Augen. Die Füße sind wund. Uniformen und Schuhe zerrissen. Kein Wasser, kein Schatten. Schweratmend, bis zur Unkenntlichkeit von Staub bedeckt, marschieren die braven Seesoldaten durch den tiefen Wüstensand. Schweigend hastet die Kolonne vorwärts über die Dünenhänge, bergan, bergab, in unaufhörlicher Folge. Und schwelende Sonnenglut lagert über dem unwirtlichen, fremden Land. Sie verzehrt die Kräfte um so mehr, als das Wasser rationiert werden muß. In den ausgedörrten Grassavannen leidet das Fußvolk ebenso unter der erschlaffenden Tageshitze und den furchtbaren Sandstürmen wie durch die Kühle, welche den subtropischen Nächten eigen ist. In endlosen, qualvollen Märschen geht es weiter, heißen Kämpfen entgegen. Die Mannschaft der Marine-Infanterie besteht zum Teil

aus Rekruten. Diese jungen, wenig gestählten Soldaten werden bei den ungewohnten Anforderungen bald kraftlos. Viele sind marode, liegen fiebernd im Lazarett. Der Rest ist müde und abgezehrt, so daß die Beweglichkeit sehr herabgedrückt wird. Der Typhus lichtet ihre Reihen. Er wütet weit schlimmer als die Heckenschützen des Gegners. Aber das alles kann den Mut unserer Seesoldaten nicht brechen.

Erwähnenswert ist das mörderische Gefecht von Owikokorero am 13. März 1904. Auf deutscher Seite nimmt man an, daß die Herero im Rückmarsch begriffen sind. Major v. Glasenapp will sich den Einblick in die feindlichen Handlungen mit Gewalt erzwingen. Zur Stärkung der Gefechtskraft werden dem berittenen Zug, der zur Erkundung bestimmt ist, noch zahlreiche Offiziere auf ausgesuchten Pferden beigegeben. In breiter Linie ausgeschwärmt, reiten die Deutschen vor. Als vereinzelte Schüsse aus dem Buschdickicht fallen, sitzt man ab und greift zur Flinte. Die Schützen gehen vor, die Handpferde zurück. Dünn und spärlich ist unsere Front. Mutig schlägt sie die wilden Stürme ab. Doch vor dem Anfall in der Flanke müssen wir weichen. Hierbei treten ernste Verluste ein. In gewaltiger Überzahl schiebt sich der Feind heran. Um das Maschinengewehr zischt Kugel um Kugel. Die Bedienungsmannschaft schießt in die Massen; aber hält sie nicht auf. Sie schießt, bis der letzte Mann im Blute liegt. Das rasende Feuer verhindert alle Versuche, das Gewehr zu bergen. Obermatrose Ehlers macht es unbrauchbar, dann trifft auch ihn das Todeslos. Röchelnd sinkt er zusammen, von dem feindlichen Blei getroffen. Ein leuchtendes Beispiel echter Soldatentreue! Von den neunundvierzig Reitern sind sechsundzwanzig auf dem Feld der Ehre geblieben, fünf Mann verwundet worden. Geschützt durch

den Dornbusch, gehen die Deutschen unter Mitnahme der Verwundeten zurück, indem sie feuern und immer weiter feuern. Umschwärmt und umheult von den ergrimmten Herero, schlagen sie sich nach Onjatu durch. Doch wurde der Zweck der Erkundung erreicht, der Schleier, in den sich der Gegner einzuhüllen vermochte, zerrissen, das Dunkel der Lage gelichtet, die feindliche Aufstellung festgestellt. Der Zustand der Ungewißheit und Unsicherheit hörte auf. Schwere Einbußen waren dabei wohl kaum zu vermeiden. Stets aber werden im Kriege der Kühnheit schönere und höhere Erfolge zufallen als allzu großer Vorsicht und Bedachtsamkeit. Diese Lehre bestätigt auch der Weltkrieg.

Mit mehr Glück kämpft die Kolonne Glasenapp am 3. April 1904 im Gefecht bei Okaharui. Überfallartig brechen die Herero los, fluten in Massen heran. Die deutschen fechten in drei getrennten Gruppen, deren jede von überlegenen Streithaufen umzingelt ist. Nach allen Seiten muß Front gemacht werden. Dichter Dornbusch versperrt die Sicht, schränkt die Waffenwirkung ein. Die Maschinengewehre tacken, die Gewehre ballen dazwischen. Sobald sich an lichten Stellen schwarze Gestalten zeigen, senden unsere Kanoniere eine Ladung hinüber. Und jeder Schuß sitzt. Immer neue Verstärkungen treffen ein und schließen die Lücken, welche das deutsche Feuer in die feindlichen Reihen gerissen. Im schwersten Kampf steht die Vor- und Nachhut gegen das ungeheure Aufgebot an Menschen. Nur mit knapper Not wendet sie die ihr in der Vereinzelung drohende Vernichtung ab. Pferdehalter und Fahrer gebrauchen mit einer Wucht und Fertigkeit das Bajonett, daß die Herero in die Wagenburg nicht einzudringen vermögen. Die Verluste häufen sich. Aber beispiellos ist die Haltung der Truppe. Stunden um Stunden harrt sie un-

verzagt aus, läßt niemand durchkommen. Allmählich flaut das wahnsinnige Schießen ab. Blutend und entmutigt ziehen die feindlichen Feldscharen ab. An deutscher Standhaftigkeit sind die mit großem Schwung vorgetragenen Anstürme zerschellt. Der bandenmäßigen Fechtweise blieb der Erfolg versagt. Es wird wieder still auf dem Waffenfeld. Die deutsche Abteilung hatte einen Verlust von drei Offizieren und neunundvierzig Mann.

Damit war der Auftrag der Kolonne Glasenapp erfüllt. „Unter furchtbaren Entbehrungen, einem mit den örtlichen Verhältnissen vertrauten, verschlagenen, grausamen Feind gegenüber, der — ein trefflicher Schütze — es meisterhaft verstand, alle Vorteile des Geländes und der Umstände auszunutzen, haben die Marine-Infanterie und die ihr beigegebenen Seeleute tapfer ihren Mann gestanden. Sie verloren vierzig Prozent ihrer Iststärke. Für Deutschlands Ehre haben sie gefochten und geblutet!" (Foß.)

Im Jahre 1905 brach in Deutsch-Ostafrika ein Aufruhr aus. Es waren ungeordnete und undisziplinierte Massen, die eine religiöse Bewegung, von den Zauberern geschürt, zu den Waffen rief. Die Marine nahm mit den Kreuzern Thetis, Bussard und Seeadler, so wie mit einer Abteilung Seesoldaten an der Niederwerfung der Empörer teil. Zunächst befand sich der Bussard allein auf der ostafrikanischen Station. Korvettenkapitän Back, der Kommandant des Schiffes, traf raschentschlossen die in der Kürze der Zeit möglichen Maßnahmen. Er landete an den bedrohten Küstenplätzen vier Offiziere und hundertfünfundzwanzig Matrosen. Nur zwanzig Prozent seiner Leute behielt er an Bord. Um wenigstens fahren zu können, wurden fünfundzwanzig Eingeborene als Hilfsheizer eingestellt. „Es ist" —

schreibt Nautikus — „bisher immer Aufgabe der Marine gewesen, dort, wo der Schutz Deutscher und deutschen Besitzes und das Ansehen des Reiches es erforderlich machte, die erste und schnellste Hilfe zu bringen. Mit einigen Hunderten hat sie sich deshalb wiederholt Aufgaben gegenüber gesehen, deren erfolgreiche Lösung später Tausende — China und Südwestafrika — erforderte; so ist es erklärlich, daß es ihr selten beschieden gewesen ist, mit dem Erfolg auch die Vollendung zu erleben. In Ostafrika dagegen waren Truppenmassen aus der Heimat nicht erforderlich, und die wenigen hundert Mann der Besatzungen von Bussard, Thetis, Seeadler, so wie das Marinedetachement im Verein mit der Schutztruppe genügten, um eine Bevölkerung wieder zur Ruhe zu bringen, deren großer Fanatismus und Überzahl nicht imstande waren, schlechte Bewaffnung und Mangel an kriegerischer Tüchtigkeit auszugleichen. Unsere Matrosen haben unter der geschickten Leitung ihrer Offiziere wiederum gezeigt, daß sie auch im Landkriege ihren Mann stehen und daß die Art ihrer militärischen Erziehung es gestattet, von ihnen selbst in völlig ungewohnten Verhältnissen selbständiges und umsichtiges Handeln bei voller Wahrung der Disziplin zu erwarten. Auch die zum Teil bis zum Viktoria Nianza vorgesandten Seesoldaten haben im Ertragen des ungewohnten Klimas sich ebenso standhaft wie ihre Kameraden an Bord bewiesen."

In der Zeit vom August 1905 bis Februar 1906 hat sich unser Marinekorps an den verschiedensten Orten des Schutzgebietes mit den Banden herumgeschlagen. In großer Zahl waren ihm Eingeborene angegliedert. Diese machten sich sowohl als Gepäckträger nützlich wie als wegekundige Führer in der Steppe, wo kein Baum und kein

Wasserloch ihnen fremd ist. Alle Unternehmungen waren von Erfolg gekrönt. Die Feinde der öffentlichen Ordnung haben Respekt bekommen vor der Schärfe des deutschen Schwertes. Unsere Verluste waren nur gering. Ein Matrose fiel. Infolge von Krankheiten und Unglücksfällen verloren wir sieben Mann. Es ist das erstemal gewesen, daß eine weiße Truppe in einer tropischen Kolonie geschlossen und längere Zeit zum Einsatz gelangte. Der Versuch ist glänzend gelungen dank der ärztlichen Kunst, die der Truppenhygiene die größte Sorgfalt widmete.

Zum Schluß wollen wir aus der Friedenszeit den Gebirgskriegszug auf den Ostkarolinen im Jahre 1911 erwähnen. Durch Einfälle räuberischen Gesindels wurden unsere Landsleute schwer geschädigt und bedrängt. Wieder erkämpfte sich die deutsche Marine neue Lorbeeren. Im Hafen von Ponape lagen die Kriegsschiffe Cormoran und Planet, zu deren Verstärkung noch die Kreuzer Emden und Nürnberg herbeieilten. Es war ein herrlicher Morgen an jenem 13. Januar 1911, als die deutsche Seemacht zum wirksamen Schlag gegen die Aufständischen ausholte. Vom stahlblauen Himmel strahlte die Sonne des Südens und stellte uns die dichtbewachsene, farbenprächtige Insel in ihrer überwältigenden Schönheit dar. Aus dem schmalen Küstensaum mit tropischer Vegetation und fiebriger Urwaldschwüle erhebt sich ein wilder Gebirgswall, bedeckt mit hochstämmigen Waldmassen, mit tiefen Schluchten und Abgründen, durchbrochen von reißenden Bächen. Es ist für eine angreifende Truppe das gefährlichste Gelände. Denn ungeheuer sind die Schwierigkeiten, die sich einer schnellen Entscheidung entgegenstellen. In der deutschen Marine herrschte ziemliche Unbekanntschaft mit den Be-

dingungen eines Gebirgskrieges. Um so mehr müssen wir die Gewandtheit der Leitung bewundern, mit der sie es verstand, sich den veränderten Umständen anzupassen und den Sieg zu erringen.

Zunächst gilt es, mit der Schiffsartillerie den Feind auf dem Dschokadschberg zu erschüttern und mürbe zu machen. Das Bombardement wird mit Heftigkeit geführt. Granate auf Granate, rot aufblitzend und unter Krachen krepierend, bohrt sich in die Bergkante und reißt die Verschanzungen auf. Unterdessen wird das Landungskorps — hundertachtzig Mann — ausgebootet. Sofort macht es sich an die feindlichen Stellungen heran. Der Aufstieg in die ungebahnten Urwälder erfolgt in der Kolonne zu einem. Ein hartes Stück Arbeit beginnt. Mit dem Buschmesser müssen sich die vordersten Leute den Weg durch die pfadlose, nahezu undurchdringliche Wildnis bahnen. Langsam erklettert die Abteilung die steilen Hänge. Unsere Matrosen sind keine geübten Hochtouristen; sie müssen sich die Gebirgsgewandtheit erst aneignen. Fuß vor Fuß setzen die Leute. Der Atem geht keuchend; das Herz schlägt bis zum Hals. Eine schwüle Hitze kriecht aus den dichten Vegetationsmassen. Dicke Schweißtropfen rinnen von aller Stirnen. Aber es gibt kein Bangen, keine Schwachheit. Wir schaffen es. Ab und zu eine kleine Atempause, dann geht es unverdrossen weiter. Höher und höher wird gestiegen. Vielen bluten die Füße. Nach vierstündigem Klettern ist der Kamm erreicht. Plötzlich fallen Schüsse. Ganz vorn in die Spitze prasseln die Geschosse. Die Üppigkeit des Pflanzennachwuchses ist der Entwicklung zum Gefecht hinderlich. Einzeln pirschen sich die Matrosen seitwärts und formieren die Linie. Sobald sie gutes Abkommen haben, geben sie Schnellfeuer ab. Nicht lange halten sie sich mit dem Feuer-

kampf auf. Schon ertönt das Signal zum Antreten. Die Offiziere vor der Front, geht es mit dem Bajonett und mächtigem Hurra drauf los. Der Sturm der Deutschen läßt sich nicht aufhalten. Die Bergräuber werden überrannt. Eiligst verschwinden sie in den Gebüschgruppen. „Die Leistungen unserer Seeleute sind gleichwertig den höchsten Kriegsleistungen der Sturmabteilungen im Weltkrieg; denn die natürlichen Hindernisse des Tropenwaldes und Mangrovengebüsches sind vielfach schwieriger zu überwinden als Stacheldraht." (v. Mantey.)

Um das Innere der Insel mit Sicherheit zu beherrschen, suchen in den nächsten Tagen unsere Stoßtrupps das Hinterland planmäßig ab. Schlechte Wege und Kartenmangel erschweren zwar die Aufgabe. Aber in rastlosem, tatkräftigem Vorgehen werden die Schlupfwinkel gesäubert, zahlreiche Gefangene eingebracht. Neue Kämpfe flammen erst wieder auf, als sich feindliche Haufen auf dem Nankiop-Berg festgesetzt haben. Am 26. Januar 1911 tritt die Marinetruppe mit umgehängtem Gewehr in zwei Kolonnen zum umfassenden Angriff an. Um die Höhen brandet die Bergschlacht. Die Freischärler werden eingekreist und geworfen. Voll List und Verschlagenheit ziehen sie ihren Kopf noch rechtzeitig aus der Schlinge und entkommen. Doch hat dieses Gefecht ihren zähen Haß und ihre wilde Entschlossenheit gedämpft. Der Kleinkrieg dauert noch eine Weile fort. Die Banden aber wagen nichts Ernstliches mehr zu unternehmen. Rasch vollzieht sich ihr Schicksal. Am 22. Februar 1911 stellt sich der Haupträdelsführer den deutschen Behörden. Damit ist Waffenruhe eingetreten. Wir zählen drei Tote und sechs Verwundete. Besonders hervorheben müssen wir den frischen Wagemut unserer Marine, mit dem sie sich, unbekümmert um die Zahl, auf



Johann Cesar Godeffroy, der „König der Südsee" und eine seiner Faktoreien.
Oben ein Schiff der Preußischen Seehandlung, die „Prinzeß Luise"

die Gewalthaufen gestürzt und ihren Widerstand in dem heiß umstrittenen Bergland gebrochen hat.

Die Stürme des Weltkrieges erfaßten auch unseren überseeischen Besitz. Die deutschen Kriegsschiffe, die außerhalb der heimischen Gewässer schwammen, gerieten in eine mißliche Lage. Das Weltmeer beherrschte England. Die Schiffsverbindung zwischen der Heimat und den Schutzgebieten konnte nicht aufrechterhalten werden. In Tsingtau bildete die Marinetruppe die einzige Wehr der Kolonie. Sie leistete Monate lang mannhaften Widerstand.

Am 15. August 1914 fordern die Japaner in einem Ultimatum die Übergabe des Pachtgebietes von Kiautschou. Das kommt natürlich nicht in Betracht. Ehre und Pflicht gebieten, für die deutsche Fahne bis zum äußersten einzustehen, wie es auch der Gouverneur, Kapitän zur See Meyer-Waldeck, dem deutschen Kaiser in einem Telegramm versichert hat. Nun wird der Kriegszustand über das Gebiet verhängt, die Minensperre ausgelegt. Die Garnison besteht aus Seesoldaten mit höchst bescheidenen artilleristischen Kampfmitteln. Sie wird auf fünftausend Mann verstärkt durch Kriegsfreiwillige und militärpflichtige Wehrleute, die sich in Ostasien aufhalten. Doch ist die Besatzung viel zu schwach und viel zu wenig mit Schießbedarf versehen, um sich längere Zeit halten zu können. Die veralteten Werke bieten zwar einigermaßen Schutz gegen chinesische Bandenüberfälle, aber nicht gegen eine reguläre Armee. Deutschland hat nicht daran gedacht, dort starke permanente Festungsanlagen mit weitreichenden, schweren Langrohrgeschützen einzurichten. Daß es nicht geschehen ist, zeugt von unserer friedfertigen Politik. Im Hafen von Tsingtau liegen der österreichisch-ungarische

Kreuzer Kaiserin Elisabeth, das deutsche Stationsschiff Jaguar und das Torpedoboot S. 90. Die noch vorhandenen Flußkanonenboote werden entwaffnet, ihre Mannschaften und Geschütze zur Verwendung im Landkampf herangezogen. Der deutsche Gouverneur hat mit einem Gegner zu rechnen, der eine niederschmetternde Überlegenheit an Zahl und Hilfsmitteln aller Art aufbringen kann. Der Untergang ist ihm von vornherein gewiß. Trotzdem trifft er gewissenhaft die Vorbereitungen zu jener energischen und heldenmütigen Verteidigung, welche die Welt in Erstaunen gesetzt. Bis zur letzten Kartusche haben sich die todesmutigen Deutschen gewehrt.

Am 27. August 1914 erscheinen die feindlichen Kriegsschiffe vor der Bucht von Tsingtau und blockieren die Festung zur See. Gleichzeitig landen die Japaner auf chinesischem Gebiet. Nördlich von Kiautschou sammeln sie ihre Divisionen, denen sich weiße und farbige englische Truppen zugesellen. Die Angreifer bringen Hunderte von Feuerschlünden in Stellung und stellen andere Hunderte bereit, um mit größter Schnelligkeit der vorrückenden Infanterie zu folgen. Der deutsche Befehlshaber ist nicht gewillt, den Feind ungehindert bis an die Bollwerke herankommen zu lassen, sondern fest entschlossen, ihm vorher schwere Verluste zuzufügen. Er läßt zu diesem Zweck behelfsmäßige Stellungen anlegen. Daß man sich dort auf die Dauer halten kann, verbietet der Mangel an Truppen. Zunächst kommt es zu mehr oder minder heftigen Kämpfen im Vorfeld. Nur langsam gewinnt der Gegner Boden. Allmählich ziehen sich die Deutschen befehlsgemäß auf die Hauptkampfstellung zurück. Sie sind sparsam mit ihrer Artilleriemunition und schießen nur, wenn sie des Erfolges ihres Schusses ganz sicher sind.

Inzwischen ist es den feindlichen Seestreitkräften geglückt, die völlige Einschließung Tsingtaus durchzuführen, unsere Verbindung mit der Außenwelt zu zerschneiden. Die Japaner entfalten eine gewaltige Artilleriemacht. Nacheinander nehmen sie alle lebenden und gepanzerten Ziele unter Feuer. Zugleich mit den großen und kleinen Landgeschützen beschießen auch die schweren Schiffskanonen die deutschen Stellungen. Ein Hagel von Granaten, durchsetzt von Schrapnells, schlägt in unsere Linien ein. Nachdem die Kanoniere mit fürchterlicher Regelmäßigkeit längere Zeit gewütet haben, treten die feindlichen Sturmtruppen in breiter Front an. Ruhig und bestimmt erteilen die deutschen Offiziere den Befehl: Warten! Die Gewehre sind angelegt, die Maschinengewehre schußbereit, die Kanonen geladen. Als der Gegner nahe genug heran ist, empfängt ihn eine vernichtende Salve, die sofort in Schnellfeuer übergeht. Die japanische Infanterie rückt todesverachtend vor, kämpft ihrer Tradition würdig, mit großer Kaltblütigkeit und Disziplin. Durch immer neue Angriffswogen soll der Verteidiger bezwungen werden. Aber jeder Schritt kostet Opfer. Der Sieg liegt nur eine kurze Strecke Weges entfernt; er ist unerreichbar. Der Angriff steht, schwankt und wird zurückgewiesen. Wie die Verzweifelten wehren sich die Deutschen. Keine Übermacht bringt ihre Front ins Wanken. Alle Waffen vom Schnellfeuergeschütz bis zum Bajonett treten in Tätigkeit. Die Maschinengewehre schleudern ganze Schwärme von Geschossen. Die schwere Einbuße der stürmenden Truppe und die Länge des Kampfes geben Zeugnis von der außerordentlichen Tapferkeit, mit der auf beiden Seiten gefochten wird. Auch auf dem Wasser erleiden die Japaner empfindlichen Verlust. Ein Kreuzer läuft auf eine Mine. Die ganze Besatzung versinkt in den Fluten.

Indes bleibt der Feind in den nächsten Tagen nicht müßig. Er setzt alle Hoffnung auf die Artillerie. Seine Batterien legen einen eisernen Ring um die belagerte Festung. Von den gegnerischen Kraftmassen umstellt, sind wir ihrer konzentrischen Feuerherrschaft gegenüber so gut wie wehrlos. Uns mangelt die weitreichende Geschoßkraft. Neun Tage dauert das Bombardement. Lauter Lärm, Donnern und Dröhnen erfüllt Tage und Nächte. Wolken von Rauch und Staub umhüllen die Landschaft. Es zischt und summt, Splitter fliegen durch die Luft, Granatstücke wühlen den Boden auf. Die riesigen Schiffsgeschütze entfalten eine besondere Wirksamkeit. Die Befestigungen werden stark beschädigt, die Brustwehren und Unterstände zerschlagen. In der Stadt zeigen sich die furchtbaren Verheerungen des Steilfeuers. Brennende Häuser, kahlgefegte Laufgräben, verwüstete Geschützstände, das ist das Bild von Tsingtau anfangs November 1914. Das Schlachtfeld erscheint leer und verödet. Willig erträgt unsere Defensivtruppe die beispiellosen Mühen und blutigen Verluste.

Doch bald naht die Entscheidung. Plötzlich werfen sich die Japaner auf ein wichtiges Werk des Fortsgürtel. Ein ungeheurer Sturm von Bleigeschossen und Menschen. Es gelingt ihnen, eine Bresche zu reißen und in die Stadt einzudringen. Unsere Verteidigungslinie wird durchbrochen. Mit Schmerz nimmt die herrliche, von Tatenlust durchdrungene Marinetruppe wahr, daß die Katastrophe nicht mehr abzuwenden sei. Alle Abwehrmittel sind erschöpft. Am 7. November 1914 kapituliert der verwundete Gouverneur. Vor der Übergabe werden die verbliebenen Geschütze zerstört, die Schiffe versenkt. Das einzige Flugzeug, über das die Verteidigung verfügte, leistet bis zum Schluß die wertvollsten Dienste. Sein Führer, Günther

Plüschow, rettet sich auf chinesisches Gebiet und schlägt sich auf abenteuerlichen Wegen nach der Heimat durch. Die Entente hat sechzigtausend Mann aufbieten müssen, um viertausendfünfhundert Seesoldaten zu überwältigen. Dreiundvierzig Tage lang behaupteten die Deutschen in endlosen Kämpfen siegreich ihre Stellungen. Unbefleckt haben sie ihre militärische Ehre erhalten!

Auch in Deutsch-Ostafrika vollbrachte unsere Kriegsmarine ruhmreiche Waffentaten. Im September 1914 hat der deutsche Kreuzer Königsberg vor Sansibar ein englisches Kriegsschiff im nächtlichen Dunkel überfallen und auf den Meeresgrund befördert. Nach diesem erfolgreichen Unternehmen mußte das Schiff vor der drohenden Umklammerung an der Küste Zuflucht suchen. Allen Fährnissen zum Trotz ist es den Deutschen geglückt, sich durch die feindliche Seemacht durchzuwinden und die buchstäblich breite Mündung des Rufidji, des größten Flusses von Ostafrika, zu erreichen. Hier schlug die Besatzung der Königsberg in zähem Sichwehren acht Monate lang alle Annäherungsversuche des britischen Geschwaders ab.

Am 11. Juli 1915 schreitet der Brite zur Entscheidung. Einundzwanzig feindliche Fahrzeuge gehen gegen das eine Schiff vor. Ein Weichen gibt es für die Deutschen nicht. Kampfesmutig nehmen sie den Kampf an. Erst um die Mittagsstunde entspinnt sich das schwere Ringen. Ein kurzer Befehl ruft die Mannschaft auf ihre Gefechtsstationen. In fieberhafter Spannung, aber mit blitzenden Augen erwartet sie den Angreifer.

Alle Rohre sind gerichtet und geladen. Der Kommandant, Kapitän zur See Looff, steht auf dem Kommandoturm

und beobachtet mit dem Doppelglas die Bewegung des Gegners. Jetzt wird es Zeit zum Schuß. Ein Wort, ein Griff und fauchend saust eine Granate nach der anderen durch die Luft. Gleichzeitig kommt es auch von feindlicher Seite herangeflitzt, eine ganze Lage von Geschossen. Ein Hagelschlag von Eisen und Stahl prasselt auf uns nieder. Die Granaten wühlen das Wasser des Flusses auf, Fontänen spritzen hoch. Über ihnen platzen ständig die blaugrauen Wölkchen der Schrapnells. In den Lärm der Kanonen mischt sich das Surren der feindlichen Flieger, die in den Lüften kreisen. Auf einmal gibt es einen furchtbaren Knall. Das ganze Schiff bebt und erzittert. Einer der Schüsse hat das Vorderteil der Königsberg getroffen. Zerfetzte Körper stürzen zu Boden, Splitter schwirren umher. Ein anderer Treffer zerschmettert den Kommandoturm. Dort liegen Verwundete und Leichen, alles mit Blut bespritzt und durch Pulver geschwärzt. Dichte Wolken von Rauch und Trümmern steigen auf. Die deutsche Besatzung kämpft mit eiserner Energie. Ihrer heldenhaften Haltung ist es zu danken, daß der Feind auf Abstand gehalten wird. Ein Freudengeschrei erhebt sich in unseren Reihen, als es artilleristischer Kunst gelingt, einen feindlichen Flieger abzuschießen. Doch ununterbrochen brüllen die Geschütze, kommen die Geschosse geflogen. Jede Vorsicht ist unnütz; denn die Granaten platzen überall. Die deutschen Bedienungsmannschaften erleiden derartige Verluste, daß ein Fortsetzen des Schießens zeitweilig unmöglich wird. Bald aber zeigt ein wohlgezielter Treffer, daß neue Leute an dem einzigen Geschütz stehen, das noch brauchbar ist. Aber auch der Feind feuert mit großer Genauigkeit. Er fährt methodisch in seiner Arbeit fort. Unser Munitionslager brennt. Der Kommandant wird schwer verwundet. Sein

letzter Befehl lautet: „Schiff sprengen, alles an Land bringen!" Es ist keine Zeit zu verlieren. Beschmutzt, mit Blut befleckt, ein wenig betäubt, besteigt die Besatzung die Boote und nimmt die Verwundeten mit. Während sie sich von dem verwüsteten Schiff entfernt und der Küste zustreben, erfolgt eine gewaltige Explosion. Die Königsberg legt sich zur Seite und taucht langsam in dem nassen Element unter. Zum Umfallen erschöpft, erreichen die Matrosen glücklich das Land. Bis zum letzten Augenblick haben sie sich mit erhabenem Opfermut geschlagen.

Admiral Scheer sagt über den kolonialen Einsatz unserer Marine: „Neidlos hat sie stets den Kameraden der Schutztruppe die Palme des Sieges gegönnt, in dem Bewußtsein, ihnen hilfreich zur Seite gestanden und vorgearbeitet zu haben, damit sich unser gesamtes deutsches Volk an dem wohlerworbenen Kolonialbesitz erfreuen könne. Diese Gesinnung hat sich im Weltkrieg wieder bestätigt, als die Mannschaft des Kreuzers Königsberg nach dessen Vernichtung zur Schutztruppe übertrat und dem Zuge Lettow-Vorbecks sich anschließen konnte. Daß bei dieser unvergänglichen Ruhmestat, die die Höchstleistung in unserer kolonialkriegerischen Betätigung darstellt, auch die Marinemannschaften nicht gefehlt haben, möge eine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft sein."

Die Geschichte der deutschen Kolonialkämpfe umfaßt kaum ein paar Jahrzehnte. Unsere Kriegsflotte konnte sich dabei einer bedeutsamen, oft geradezu entscheidenden Rolle rühmen. Gewaltiges hat sie geleistet. Immer standen die blauen Jungen in vorderster Linie, unerbittlich in der Pflichterfüllung, stark in der Tat. Das eigentliche Gefechts-

feld, die See, mußte mit buschigem Urwald, mit todbringendem Wüstensand und tropischem Bergland vertauscht werden. Wo Deutschlands Marine stand, da gab es kein Zurückweichen. Trotzig, zwingend, verheißend wehte ihr siegreiches Banner in den fernsten Erdteilen. Große Erfolge können aber nur mit Verlusten erkämpft werden. Kostbares Blut haben sie gekostet. Es ist nicht umsonst geflossen. Es hat unserer Kriegsmarine stolze Erinnerungen, die dankbare Anerkennung des Vaterlandes, die Achtung der ganzen Welt erkauft!